

# ◀◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



## INHALT

### „Von Anfang an ein Wunder“

Seit 70 Jahren kämpft „Kirche in Not“ gegen die Not 3

*Dieter Göllner*

### „Das Wort sie sollen lassen stahn“

Veranstaltungen zur Reformation in Gundelsheim und Lüneburg 5

*Wolf Oschlies*

### Die polnischen Ausläufer der „Bloodlands“

Die „verstoßenen Soldaten“ Polens 7

*Markus Bauer*

### „Wieder aktuell und das Geschehen bestimmend“

Habsberg-Tagung der Ackermann-Gemeinde  
zur Flüchtlingsproblematik 9

### Es bahnt sich manches an

Im Oberschlesischen Landesmuseum Ratingen-Hösel 11

## BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Bobrowski: Litauische Claviere (*Jörg Bernhard Bilke*) 13

Markel: Deportation in der schönen Literatur (*Georg Aescht*) 14

Czarnuch: Warthebruch (*Karlheinz Lau*) 16

Trakehnen – ein Pferdeparadies (*M. Fritsche*) 17

Litauen als Gastland der Leipziger Buchmesse (*Ulrich Schmidt*) 18

## LITERATUR UND KUNST

*Klaus Weigelt*

### „... für eine Zeit ohne Angst“

Vor 100 Jahren wurde Johannes Bobrowski geboren 20

### „... wissen ein Lied noch“

Unser Autor hat vor Jahrzehnten schon daran erinnert 24

*Martin Hollender*

### Mord mit Aussicht – auf Breslau

Marek Krajewskis extra gewürzte Krimis 26

### Im Dreispracheneck

Schlesisches Nach(t)lesen in Görlitz 28

### „Im Herzen der Farbe“ – herzerfrischend

Ida Kerkovius im Städtischen Museum Engen 30

## KK-NOTIZBUCH

31



*Wer dieser „Verkündigung“  
von Ida Kerkovius nichts ab-  
gewinnt, ist für jegliche Bot-  
schaft verloren*

Bild aus der Ausstellung, vgl. S. 20 –  
Kunstmuseum Stuttgart

## „Von Anfang an ein Wunder“

Seit 70 Jahren kämpft „Kirche in Not“ gegen die Not

Die Päpstliche Stiftung „Kirche in Not“ hat Grund zum Feiern: Das weltweite katholische Hilfswerk gibt es seit 70 Jahren. Über seinen Gründer ist das Hilfswerk eng mit den Marienerscheinungen im portugiesischen Fatima verbunden, die 100 Jahre zurückliegen. „Unser Werk war von Anfang an ein Wunder: Es bewirkte in unzähligen Menschen die Kraft zu Vergebung und eine bedingungslose Großherzigkeit“, erklärte



Der „Speckpater“ macht seinem Ehrennamen Ehre: Werenfried van Straaten

Bilder: „Kirche in Not“

Johannes Freiherr von Heereman, geschäftsführender Präsident des Hilfswerks.

„Kirche in Not“ war das Lebenswerk des niederländischen Ordensmannes Pater Werenfried van Straaten (1913–2003). Im Dezember 1947 schrieb er für die Zeitschrift der Prämonstratenser-Abtei Tongerlo in Belgien einen Beitrag mit dem Titel „Kein Platz in der Herberge“. Darin schilderte er drastisch die Not der Bevölkerung in Nachkriegsdeutschland, besonders der Millionen Heimatvertriebenen: „Im Gedränge der Gleichgültigkeit und Ich-Süchtigen suchen sie nach einem menschenwürdigen Leben oder nach einer Unterkunft. Sie suchen voller Angst und Ratlosigkeit ... Aber es gibt keinen Platz für sie. Das ist Christi Not. Oder glaubt ihr, Christi Leben sei hier nicht in Not?“

Van Straaten rief Belgier und Niederländer auf, die Not der Nachbarn zu lindern – in einer Zeit, in der die Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs und die Greuelthaten der deutschen Besatzer vielen noch in lebendiger Erinnerung waren. „Die Hilfe sollte von Anfang an nicht nur dazu dienen, die unmittelbare Not zu lindern, sondern den Hass zu überwinden. Gerade wir Deutsche sollten Pater Werenfried das nie vergessen“, so die Geschäftsführerin von „Kirche in Not“ Deutschland, Karin Maria Fenbert.

Anfangs sammelte Pater Werenfried bei den niederländischen und belgischen Bauern in erster Linie Nahrungsmittel für unterernährte Heimatvertriebene und hungernde Kinder. Dies trug ihm den Spitznamen „Speckpater“ ein, den er zeitlebens mit Stolz trug. Seine nächste Sorge galt der seelsorgerlichen Betreuung der sechs Millionen vertriebenen Katholiken, die zum Teil in rein evangelischen Gebieten ohne eigene Kirchen und Pfarrer untergebracht wa-



*Geistliche Erquickung auf Rädern: Mit der Aktion „Ein Fahrzeug für Gott“ ließ Werenfried van Straaten, hier bei seiner Predigt, Busse und LKWs zu fahrbaren Kapellen umbauen*

ren. Mit der Aktion „Ein Fahrzeug für Gott“ ließ er gebrauchte Busse und LKWs zu fahrbaren Kapellen umbauen. 1953 rief van Straaten den „Internationalen Bauorden“ ins Leben, um Studenten zu motivieren, in Deutschland Flüchtlingen und Vertriebenen beim Bau von Eigenheimen zu helfen.

Das Werk wuchs und weitete unter dem Namen „Ostpriesterhilfe“ seine Tätigkeit auf die Länder hinter dem Eisernen Vorhang aus. „Ziel war, den verfolgten Christen geistlich wie materiell beizustehen und dazu beizutragen, dass die Kirche auch unter unmenschlichen Bedingungen ihren pastoralen Auftrag erfüllen kann“, erklärte Karin Maria Fenbert. Auch sollte die „Kirche des Schweigens“ im kommunistischen Machtbereich eine weltweit hörbare Stimme bekommen. Dazu trugen Veröffentlichungen über inhaftierte Bischöfe, zerstörte Klöster und Repressalien gegen Gläubige ebenso bei wie jährliche Kongresse unter dem Motto „Kirche in Not“ – später der Name für das gesamte Hilfswerk.

Auf ausdrücklichen Wunsch von Papst Johannes XXIII. wurde Anfang der sechziger Jahre auch Lateinamerika in die Hilfsprogramme aufgenommen; die Kirche

auf dem afrikanischen Kontinent kam kurz darauf hinzu. Als 1990 der Eisernen Vorhang fiel, trat Papst Johannes Paul II. an Pater Werenfried mit der Bitte heran, auch die russisch-orthodoxe Kirche bei ihrer Aufbauarbeit zu unterstützen. Beide Männer verband zeitlebens eine tiefe Freundschaft – ebenso wie eine innige Marienverehrung.

„Pater Werenfried hat die Gründung seines Werkes als Antwort auf die Botschaft der Marienerscheinungen von Fatima verstanden, die vom Triumph über den Kommunismus sprechen“, erklärte Karin Maria Fenbert. Auch hat er das Werk mehrmals der Gottesmutter von Fatima geweiht, zum ersten Mal zusammen mit Wohltätern im Jahr 1967, also vor 50 Jahren. Im September lädt „Kirche in Not“ seine Wohltäter anlässlich dieser Jubiläen zu einer Wallfahrt nach Fatima ein – auch, um sich das Charisma des Ursprungs wieder bewusst zu machen, so Fenbert. „Pater Werenfried hat ‚Kirche in Not‘ von Anfang an auch als geistliche Bewegung verstanden. Hilfe für die verfolgten Christen und Einsatz für die Neuevangelisierung sind die beiden Lungenflügel, mit denen unser Werk atmet. Das ist nicht voneinander zu trennen.“

„Kirche in Not“ unterstützt heute jährlich mehr als 5000 Projekte in über 140 Ländern der Welt und unterhält 23 Nationalbüros. Ein besonderer Schwerpunkt liegt derzeit auf der Hilfe für die Christen im Nahen Osten, die unter Krieg und Terror leiden. In der kommenden Fastenzeit wird das Hilfswerk zudem in einer weltweiten Kampagne dazu aufrufen, die junge und vitale, aber materiell arme Kirche auf dem afrikanischen Kontinent zu unterstützen.

In seine Arbeit für die verfolgte Kirche gibt Pater Werenfried in seinen beiden autobiografischen Büchern Einblick: „Sie nennen mich Speckpater“ und „Wo Gott weint“. Das

reich illustrierte Buch „Danke, Pater Werenfried“ lässt das Lebenswerk des Gründers von „Kirche in Not“ lebendig werden (Preis der Bücher je 5 Euro). Predigten und Aussagen von Bischöfen und Kardinälen über Pater Werenfried sind gesammelt in dem Buch „Pater Werenfried – ein Meister der Hoffnung“ (3,50 Euro). Die Bücher können einzeln oder im Paket zum Sonderpreis von 10 Euro (jeweils zzgl. Versandkosten) bestellt werden – online unter [shop.kirche-in-not.de](http://shop.kirche-in-not.de) oder bei Kirche in Not, Lorenzoniastraße 62, 81545 München, Telefon 089 / 64 24 888 0, [kontakt@kirche-in-not.de](mailto:kontakt@kirche-in-not.de).

(KK)

## „Das Wort sie sollen lassen stahn“

Diesem Lutherwort werden in Gundelsheim und Lüneburg ausnehmend beredete Veranstaltungen gewidmet

Die Veröffentlichung der 95 Thesen, die Martin Luther der Überlieferung nach am 31. Oktober 1517 an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg schlug, bezeichnet bekanntlich den Beginn der Reformation. Die religiösen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Auswirkungen dieses zentralen Ereignisses der deutschen Geschichte haben weltgeschichtliche Bedeutung erlangt. Das 500. Jubiläum soll auch zeigen, welche Rolle die Reformation bei der Entstehung der Moderne gespielt hat. Impulse der Reformation werden in den Fokus gerückt, deren Auswirkungen bis in unsere heutige Zeit reichen.

Die Staatliche Geschäftsstelle „Luther 2017“ und die Geschäftsstelle der EKD „Luther 2017 – 500 Jahre Reformation“ haben ein 27 Seiten starkes Programmheft herausgebracht, das die Veranstaltungshöhepunkte in den Rubriken „Staunen, Entdecken, Jubeln“ zusammenfasst.

Das **Siebenbürgische Museum** in Gundelsheim trägt mit einer Sonderausstellung unter dem Motto „Das Wort sie sollen lassen stahn ... Landlerdeportation im Zeichen des Evangeliums“ zum Reformationsjubiläum 2017 bei. Die Dokumentarschau zur evangelischen Religionsgeschichte wird am 22. April eröffnet und ist bis zum 24. September zu besichtigen.

Hintergrund ist, dass im Jahr 1734 die Habsburger im Zuge der Rekatholisierung begannen, ihre evangelischen Untertanen aus dem sogenannten Landl und später, bis 1776, aus anderen Teilen Österreichs in ihr Fürstentum Siebenbürgen zwangsweise zu „transmigrieren“. Viele der ihres Glaubens wegen Deportierten starben bereits an den Reisestrapazen. In Siebenbürgen herrschte seit Mitte des 16. Jahrhunderts religiöse Toleranz, die 1691 durch das „Diploma Leopoldinum“ von Kaiser Leopold I. bestätigt worden war. Die Zwangsumgesiedelten



Die Zeichnung ist ähnlich dürftig wie die Tracht, gerade darum stimmt alles in dieser Darstellung mit dem Titel „Ein alter Transmigrant und eine jüngere Transmigrantin“ im Siebenbürgischen Museum

Bild: Museum

fanden vor allem in den „Landlergemeinden“ Neppendorf, Großau und Großpold ein neues Zuhause, wo sie mit den sächsischen Altsiedlern ihr Auskommen suchen mussten.

Die vermeintlichen „Rechtsbrecher“ wurden von ihren siebenbürgischen Glaubensbrüdern allerdings argwöhnisch empfangen und nie vollständig integriert. So kam es, dass diese evangelische Minderheit ein eigenes Gruppenbewusstsein entwickelte, das sich in Dialekt und Tracht erhalten hat. Sowohl die wenigen in Siebenbürgen verbliebenen als auch die nach Deutschland ausgewanderten Familien pflegen das „Landlerische“ heute noch.

In der Ausstellung auf Schloss Horneck werden die Landler sowie Aspekte ihrer

Kultur und Geschichte als Folge der Reformation in den Mittelpunkt gestellt.

Das **Ostpreußische Landesmuseum** in Lüneburg veranstaltet vom 4. bis zum 7. April 2017, jeweils um 18.30 Uhr, mehrere Programme im Rahmen der Martin-Luther-Woche.

Auch in Ostpreußen spielte Martin Luthers neue Lehre eine große Rolle. Markgraf Albrecht von Brandenburg, letzter Hochmeister des Deutschen Ordens, löste unter dem Einfluss von Luther den alten Deutschordensstaat auf, führte die Reformation ein und gründete das Herzogtum Preußen, das erste protestantische Land der Welt.

Die Veranstaltungsreihe im Ostpreußischen Landesmuseum beleuchtet verschiedene Aspekte von Luthers Leben, Wirken und Nachwirken. Die Bezüge zur Geschichte Ostpreußens stehen dabei im Mittelpunkt. Am 4. April hält Dr. Martin Treu, Wittenberg, den Vortrag „Martin Luther und die Reformation in Europa“. Am 5. April ist die Vorführung des Filmes „Katharina von Bora. Nonne, Geschäftsfrau, Luthers Weib“ geplant, in den Dr. Martin Treu einführt. Am 6. April steht der Vortrag von Professor Dr. Andreas Lindner, Martin-Luther-Institut der Universität Erfurt, mit dem Titel „Markgraf Albrecht von Brandenburg und die Einführung der Reformation in Preußen“ auf dem Programm.

Den Abschluss der Veranstaltungsreihe bilden die Vorträge am 7. April von Propst i. R. Erhard Wolfram, Hannover, und Pastor Fryderik Tegler, Scharnebeck. Sie referieren über das „Evangelisch-Lutherische Gemeindeleben nach dem Zweiten Weltkrieg im nördlichen Ostpreußen/Oblast Kaliningrad“ beziehungsweise über das „Evangelisch-Lutherische Gemeindeleben im südlichen Ostpreußen/Warmia i Mazury“.

Dieter Göllner (KK)

## Die polnischen Ausläufer der „Bloodlands“

„Verstoßene Soldaten“ wurde in Polen zum Sammelbegriff für bewaffnete Widerstandsgruppen, hervorgegangen aus der „Landesarmee“ (AK)

Stanislaw Wnorowski kam im April 1947 in der Todeszelle des Zuchthauses Rzeszow zur Welt, wo seine Mutter als „verstoßene Soldatin“, also antikommunistische Widerstandskämpferin, auf ihre Hinrichtung wartete. Zwar wurde sie später zu lebenslänglicher Haft begnadigt, aber auf ihren Sohn „zeigte man mit Fingern als Banditenkind“. Ähnlich erging es rund 40 Leidensgenossen, die vor einigen Monaten unter Leitung von Magdalena Zarzycka-Redwan, 1949 im Gefängnis von Lublin geboren, eine „Gemeinschaft der Kinder verstoßener Soldaten“ bildeten, um zwei Ziele zu erreichen: Rehabilitation ihrer verleumdeten Eltern und die eigene Anerkennung als Widerstandskämpfer und politisch Verfolgte.

Das erste Ziel ist erreicht, denn 2011 erklärte Polens damaliger Präsident Komorowski den 1. März zum Nationalen Gedenktag für die verstoßenen Soldaten, nun offiziell „Helden des antikommunistischen Untergrunds“, die 1944–1956 „mit der Waffe in der Hand gegen das von den Sowjets aufgezwungene kommunistische Regime“ kämpften. Die alte Ungerechtigkeit ihnen gegenüber bewirkt, dass jeder März zwar eine Zeit des Gedenkens mit Feiern, Ausstellungen etc., aber auch ein Moment nationaler Scham darüber ist, dass man Jahrzehnte zuvor der stalinistischen Propaganda geglaubt hat. Davon konnte sich nicht einmal die katholische Kirche freisprechen, die im April 1950 das „verbrecherische Bandenwesen des staatsfeindlichen Untergrunds“ verdammt. Im März 1951 wurden im Warschauer Gefängnis Mokotow die letzten Führer des gesamtpolnischen Widerstands hingerich-

tet. Erst 60 Jahre später erinnerte man sich wieder an diesen, und damit „haben wir viel zu lange mit dem Heldengedenken gewartet“, rügte Regierungschefin Ewa Kopacz.

Die Benennung „verstoßene Soldaten“ entstammt einem Brief, den damals ein kommunistischer Offizier an die Witwe eines gefallenen Kämpfers schrieb: „Er hat sich, Sie und Ihr Kind mit Schande bedeckt, hat Volk und Vaterland verraten, dem schlimmsten Feind Hitler geholfen. Ihm gilt ewiger Hass unserer Soldaten und Offiziere, jeder Pole verdammt ihn, mögen ihn auch seine Frau und das Kind verstoßen.“ Mit diesem Brief eröffnete im April 2012 der Historiker Leszek Zebrowski von der Republikanischen Stiftung die Ausstellung „Verstoßene Soldaten“, deren Anklage er betonte: „Unsere Helden fanden noch kein Grab, ihre Leichen dienten Medizinstudenten als Präparationsobjekte, wenn sie nicht gleich in Sickergruben entsorgt wurden.“ Erst seither sind

die „verstoßenen Soldaten“ hochgeachtete Kämpfer des „Antikommunistischen Aufstands in Polen 1944–1953“, für die Präsident Andrzej Duda im August 2016 eine Gedenktafel am Warschauer Grab des Unbekannten Soldaten enthüllte.

„Verstoßene Soldaten“ wurde zum Sammelbegriff für zehn (oder mehr) bewaffnete Widerstandsgruppen, ohne zentrale Führung und mit divergierenden Strukturen, obwohl allesamt hervorgegangen aus der 1942 gegründeten „Landesarmee“ (AK), die auf Befehl der Londoner Exilregierung mit zuletzt 380 000 Kämpfern (1944) den deutschen Besatzern wirksam zusetzte, dabei ca. 100 000 Gefallene verzeichnete.

**Die Ungerechtigkeit ihnen gegenüber bewirkt, dass der März eine Zeit des Gedenkens, aber auch ein Moment nationaler Scham ist, dass man Stalin geglaubt hat.**



*Wie setzt man gewaltsames Sterben ins Bild? Polnische Erfahrung mit Ersterem hat Andrzej Wróblewski zu einer ganzen Bilderserie „Erschießungen“ inspiriert*

Bild: Archiv

Ihr letzter Führer war General Leopold Okulicki, der 1944 vor der in Polen einmarschierten Roten Armee feige kuschte und am 19. Januar 1945 die AK auflöste, ihr aber die denkbar größte Last aufbürdete: „Wir wollen keinen Krieg mit den Sowjets, aber wir werden auch nie einem anderen Leben zustimmen als dem in einem souveränen und gerecht regierten polnischen Staat. Mein letzter Befehl lautet: Beim weiteren Kampf für ein unabhängiges Polen muss jeder sein eigener Befehlshaber sein! Nur so könnt ihr Polen treu bleiben.“

Okulicki wurde im März 1945 von den Sowjets verhaftet, mit 15 weiteren AK- und Untergrundführern in Moskau vor Gericht gestellt, wobei er die Sowjets anklagte, Warschau den Deutschen bewusst überlassen zu haben. Am 24. Dezember 1946 wurde er im Gefängnis ermordet, wie Moskau erst 1956 eingestand. In Polen

erzielte der Widerstand der „Verstoßenen“ einige Erfolge. Zu ihm zählten, wie im Juli 1947 ein US-Geheimbericht auflistete, eine halbe bis zu einer Million Menschen – 50 000 kämpfende Partisanen, 400 000 Mann Reserve, der Rest „konspirativer Untergrund“ zu Propaganda und „Infiltration von Regierungsstrukturen“.

Ihnen gegenüber standen bis Mitte 1945 zwei Millionen Rotarmisten, die 1946 größtenteils abgezogen wurden, nachdem sie militärische Passivität mit „ausstehenden Befehlen Moskaus“ bemäntelten. Aktiver waren die 35 000 Mann des sowjetischen Geheimdienstes NKWD, der in Polen 1000 Angehörige verlor. Sowjetische Aktionen blieben wegen ihrer Brutalität unvergessen, etwa die „Treibjagd von Augustów“ im Juli 1945, bei der 2000 polnische Kämpfer in Gefangenschaft gerieten, worauf sich alle ihre Spuren verloren. Hauptkampfplatz der



Sowjets waren die okkupierten Regionen Vorkriegs-Polens, vor allem das westliche Belarus, wo bis 1953 polnische Partisanen kämpften, anfangs 1700 Mann in 40 Einheiten. In Polen mobilisierte das Regime 180 000 Bewaffnete von Polizei, Sicherheit und Armee, wobei die mehreren Tausend „Aktionen“ beiderseits gnadenlos waren und das Regime 12 000 Tote kosteten.

Die Widerständler hatten aus ihrer AK-Abkunft beste Bedingungen geerbt, wie sich an ihrer guten Versorgung und Bewaffnung zeigte: Uniformen, (halb)automatische Waffen, Funkgeräte, Geschütze, LKWs etc. Wenn sie Staatskassen „expropriert“ hatten, gab es sogar Sold, 50 bis 100 Zloty pro Tag, nicht für Alkohol zu verwenden! Selbst eine eigene Liedkultur hatten die „Verstoßenen“: „Wir wollen keine Sichel und Hammer, / nach Rache steht uns der Sinn, / um Polens Blutschuld zu begleichen.“

Die heftigsten Kämpfe spielten sich in den waldreichen Bergregionen im Osten ab, Linie Bialystok–Lublin–Rzeszów, hier auch gegen Sowjets, denn wie der Kommandant von Bialystok sagte: „Die blutige Besetzung

der Sowjets übertrifft an Bestialität sogar die deutsche“. Südlich davon, im Kieler Bergland oder Heiligkreuzgebirge, hatte die alte AK ihr Hauptgebiet gehabt, jetzt agierten hier die 8000 Mann von „Szary“ (Antoni Heda, 1916–2008), dem wohl legendärsten Führer der „Verstoßenen“. Anderswo, westlich der Linie Danzig–Posen–Breslau, gab es kaum Kämpfe, was an der strengen Kontrolle über die früher deutschen Gebiete lag.

Die „Verstoßenen“ hofften auf den baldigen Krieg der Westalliierten gegen Stalins UdSSR, aber diese Hoffnung verflüchtigte sich ab Frühjahr 1946, als nur noch 6600 Kämpfer aktiv waren. Das Regime verkündete 1945 und 1947 Amnestien, mit denen es die „Verstoßenen“ aus der Deckung locken wollte. 1950 gab es nur noch 1800 Kämpfer, von denen nach 1953 ganze 400 verblieben. Als „letzter Partisan Polens“ fiel am 21. Oktober 1963 Josef Franczak. Er war einer von 8600 Gefallenen, zu denen 20 000 kamen, die in Gefängnissen verstarben, und 2500, die hingerichtet wurden.

*Wolf Oschlies (KK)*

## **„Wieder aktuell und das Geschehen bestimmend“**

Habsbergtagung der Ackermann-Gemeinde zur Flüchtlingsproblematik

„Miteinander statt nebeneinander“ hieß das Thema der sechsten Habsbergtagung der Ackermann-Gemeinde der Diözese Regensburg. Doch nicht nur aus diesem Bistum, sondern auch aus den Bistümern Eichstätt und Pilsen waren die Teilnehmer in das Haus am Habsberg gekommen, um sich mit der aktuellen Flüchtlingsproblematik zu beschäftigen.

Auf den Wandel der Habsbergtagung ging Leonhard Fuchs, der Diözesanvorsitzende der Ackermann-Gemeinde, in seiner Begrüßung ein. Ursprünglich als Forum für die deutsch-tschechische Partnerarbeit

gedacht, habe sich die Tagung nun neben dieser Funktion als Plattform zur Informationsvermittlung über aktuelle Themen der Ackermann-Gemeinde entwickelt. Dabei sei die Thematik „Flucht und Vertreibung“ für die Ackermann-Gemeinde hinsichtlich ihrer Ursprünge (Vertreibung der Sudetendeutschen) grundlegend und angesichts der jüngsten Entwicklungen (Flucht, Vertreibung, Asyl, Integration) „wieder aktuell und für das Tagesgeschehen bestimmend“, so der Diözesanvorsitzende.

„Es ist schwierig, einen endgültigen Standpunkt zu finden“, schloss Fuchs seine Ein-



*Hauptredner  
Archimandrit  
Dr. Andreas  
Thiermeyer und  
Christina Engel,  
6. und 7. v. r. mit  
ihren Zuhörern*

Bild: der Autor

führung und leitete zu den Vorträgen über. „Es war wichtig, dass wir nicht kleinlich waren“, stellte zu Beginn seines Referats der seit Februar 2015 als Diözesanbeauftragter für die Migrantenseelsorge im Bistum Eichstätt wirkende Archimandrit Dr. Andreas Thiermeyer zur Aufnahme der Flüchtlinge im Sommer 2015 fest und ging hart mit manchen Äußerungen – auch kirchlicher Würdenträger – ins Gericht. Anhand von Aussagen der christlichen Soziallehre, der Werke der Barmherzigkeit und mehrerer Bibelzitate über die Haltung gegenüber Fremden forderte er für Christen eine „besondere Verantwortung für einen menschlichen und sozialen Umgang mit Flüchtlingen“. Deutlich machte er, dass im Laufe der Jahrhunderte auch aus Deutschland viele tausend Menschen vor allem wirtschaftlich bedingt auswanderten. Thiermeyer wies auf die prognostizierte Klimakatastrophe in Afrika hin, die zur Flucht von ca. 120 Millionen Menschen führen werde. „Europa kann, wenn es die nationalen Egoismen überwindet, 50 bis 60 Millionen Menschen aufnehmen“, mahnte er an. Detailliert stellte er das pastorale Konzept der Flüchtlingsarbeit des Bistums Eichstätt vor, das weniger konfessionelle, sondern stärker allgemein christliche Aspekte berücksichtigt. Thiermeyer schilderte auch die vielen Spaltungen in der Ostkirche, beleuchtete die auch heute vor allem

in moslemischen Ländern vorherrschende Verfolgung von Christen und setzte sich für eine Integration der Flüchtlinge entsprechend der Parameter „Fördern und Fordern“ ein, wobei die Akzeptanz der Grundwerte ein zentraler Punkt ist.

Christina Engl, die bei der Caritas Regensburg tätige Pastoralreferentin für Pfarrgemeinden in Sachen Asyl/Flüchtlinge, informierte zunächst anhand aktueller Zahlen, Daten und Fakten zur Thematik. Auch wies sie auf die verpflichtende Schulung der Priester im Bistum Regensburg zum Thema Flüchtlinge hin. Sie brachte Argumente aus der Gesinnungs- und der Verantwortungsethik und beleuchtete die Thematik aus den Blickwinkeln der Regionen Asien (Hoffnung), islamischer Gürtel Nordafrika (Demütigung, Erniedrigung) sowie Europa/USA (Angst). Vor dem Hintergrund dieser psychologischen/emotionalen Entwicklungen seien, so Engl, viele der aktuellen Verhaltensweisen erklärbar. Als Ansatzpunkte empfahl sie sechs Punkte: Kontakt, Zusammenarbeit, gemeinsame Vertrauensräume, Hilfe zur Selbsthilfe, Wissen voneinander, Wissen um die Moral.

Mit einem Rückblick und einem Ausblick auf die Aktivitäten in diesem Jahr (u. a. 70 Jahre Ackermann-Gemeinde in Regensburg) endete die 6. Habsbergtagung, die sicher auch 2018 eine Fortsetzung findet.

*Markus Bauer (KK)*

## Es bahnt sich manches an

### Neuer Referent für alte Kultur und alte Zeugnisse der Erneuerung Schlesiens in Ratingen-Hösel

Seit dem 1. März 2017 ist Vasco Kretschmann als Kulturreferent für Oberschlesien am Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen tätig. Gemäß der Fortentwicklung der Konzeption des Bundes zur Förderung der Kulturarbeit nach § 96 BVFG wurde ein neues Kulturreferat für Oberschlesien geschaffen.

Vasco Kretschmann wurde 1985 in Aachen geboren, studierte Geschichte, Politikwissenschaften und Public History an der Freien Universität Berlin und an der Universität Warschau. Sein Promotionsprojekt zu stadthistorischen Präsentationen in Breslauer und anderen mitteleuropäischen Museen im 20. und frühen 21. Jahrhundert hat er im Sommer 2016 verteidigt.

Zum Auftakt seiner Arbeit und der damit verbundenen Förderungsmöglichkeiten lädt der Kulturreferent für Oberschlesien zu einer eintägigen Fachtagung am 27. April 2017 nach Ratingen ein. Er wird in begrenztem Maße auf Antrag mit einer



*Gemeinsamer Fokus: Dr. Stephan Kaiser, Direktor des Museums, und Vasco Kretschmann*

Bild: Dieter Göllner

finanziellen Hilfe insbesondere innovative Vorhaben von schlesischen Kulturvereinen, aber auch sonstigen erinnerungskulturell aktiven Vereinigungen unterstützen können. Vertreterinnen und Vertreter entsprechender Organisationen sowie von Einrichtungen, die für das zweite Halbjahr 2017 oder perspektivisch schon für 2018 einen Antrag für eigene Vorhaben sowie für gemeinschaftliche Projekte in (Ober-)Schlesien stellen wollen, sind aufgerufen, die Ideen bei der Tagung öffentlich zu präsentieren. Die Vorschläge werden formlos spätestens bis zum 18. April 2017 an [kulturreferat@oslm.de](mailto:kulturreferat@oslm.de) erbeten.

Das Oberschlesische Landesmuseum von Ratingen-Hösel begleitet das 175. schlesische Bahnjubiläum mit einem großangelegten Projekt. Die Eröffnung der neuen Sonderausstellung ist eine erste Etappe.

Die schlesische Bahngeschichte begann am 21. Mai 1842, als um 11.15 Uhr der erste Zug mit fast 200 Fahrgästen aus Breslau nach Ohlau fuhr. Die Bahnverbindung zwischen diesen schlesischen Städten zählt zu den ersten in Deutschland überhaupt und ist gleichzeitig als älteste Bahnlinie Polens anerkannt. Am Tag nach der Probefahrt wurde die Bahnlinie Breslau–Ohlau für den Personenverkehr freigegeben.

Im Oberschlesischen Landesmuseum von Ratingen-Hösel dreht sich schon seit Wochen, aber vor allem ab dem 2. April – dem Tag der Ausstellungseröffnung – alles um das Thema Eisenbahn. Die große Sonderausstellung „Schlesische Bahnwelten: 175 Jahre Modernität und Mobilität“ zeigt vielfältige Aspekte der spannenden Eisenbahngeschichte auf und nimmt auch Bezug auf die vielseitige Realität der Bahn in Schlesien.



*Es gab eine Zeit, da wurde eine leicht orientalische Anmutung in der Architektur des Abendlandes lediglich als ästhetischer Zugewinn betrachtet*

Bild aus der Ausstellung

Abgedeckt wird ein breites Spektrum, vom Bau der Bahnlinien bis hin zum aktuellen Betrieb. Berücksichtigt werden dabei alle heute zu Polen und Tschechien gehörenden schlesischen Landesteile. Zahlreiche bahntypische Zeugnisse sind in die „Bahnwelt Schlesiens“ integriert und werden in gewisser Weise als Denkmale gewürdigt.

Ein wichtiger Aspekt der Ausstellung ist die Streckenkunde, die den Besucher mit den schlesischen Landschaften, den Bahnbauten sowie mit weiteren historischen und gegenwärtigen Facetten der Bahn vertraut machen soll. Ein weiterer Präsentations-Schwerpunkt ist den Lok- und Waggontypen der verschiedenen Epochen gewidmet. Darüber hinaus wird die Geschichte auch

aus der Perspektive des Bahnarbeiters, des Fahrgastes, im Hinblick auf Stadtentwicklung, Betriebsabläufe, Betriebstechnik und Technikgeschichte betrachtet.

Die Sonderausstellung rund um die „Schlesischen Bahnwelten“ ist in Ratingen-Hösel bis zum 27. Mai 2018 zu besichtigen. Ergänzend wird ein umfangreiches Rahmenprogramm mit Führungen zu wechselnden Themenschwerpunkten, Workshops und Aktionstagen angeboten. Zur Ausstellung erscheinen eine Begleitschrift sowie kommentierte Streckenkarten der beiden schlesischen Reichsbahndirektionen Breslau und Oppeln aus der Mitte der 1930-er Jahre.

(KK)

## Wiederlesen, immer wieder

*Johannes Bobrowski: Litauische Claviere. Reclam-Verlag, Stuttgart 1999, Nachwort Jochen Meyer, 152 Seiten, 8.90 Euro*

Der zweite Roman des frühverstorbenen Ostpreußen Johannes Bobrowski (1917–1965) spielt zu Beginn in seiner Geburtsstadt Tilsit an der Memel, obwohl der Ortsname nicht genannt wird. Leute, die dort geboren wurden, erkennen die Szenerie wie Straßen, Plätze und Kirchen, vornehmlich die 1907 erbaute Luisenbrücke, die nach „Übermemel“ führt, wie das jenseitige Ufer genannt wird. Das Memelland auf der anderen Seite, wo die Schriftsteller Simon Dach und Hermann Sudermann geboren wurden, gehörte bis 1923 zum Deutschen Reich, wurde dann aber von litauischen Truppen besetzt und abgetrennt.

Das ist die politische Konstellation im Sommer 1936, mehr als drei Jahre nach der „Machtergreifung“ Adolf Hitlers, der das Memelland 1939 „heim ins Reich“ führen sollte. Zwei angesehene Einwohner Tilsits, der Konzertmeister Gawehn und der Gymnasialprofessor Voigt, fahren am Vorabend des Johannistages (24. Juni 1936) mit der Kleinbahn über die Memel ins Dorf Willkischken (dort lebten übrigens Johannes Bobrowskis Großeltern), wo der litauische Dorfschullehrer und Volksliedersammler Potschka wohnt, den sie aufsuchen und befragen wollen. Die beiden Herren wollen nämlich eine Oper schreiben über den Pfarrer und Dichter Christian Donelaitis (1714–1780), der 37 Jahre in Tolmingkehmen bei Gumbinnen wirkte und in deutscher und litauischer Sprache predigte. Die Region wurde bis 1945 „Preußisch Litauen“ genannt, weil dort eingewanderte Litauer siedelten, die vor der Leibeigenschaft im Großfürstentum Litauen geflohen waren.

Christian Donelaitis, der seinen Nachnamen latinisiert hatte und sich „Donalitus“ nannte, wird im Roman mit folgenden Worten vorgestellt: „... dass es um Donalitus geht, in dieser Oper, einen

litauischen Dichter, also besser um Kristijonas Donelaitis, Pfarrer zu Tolmingkehmen vor 200 Jahren, einen Mechanikus, Linsenschleifer, Thermometer- und Barometerbauer, Hersteller dreier Claviere (ein Fortepiano, zwei Flügel), der Idyllen geschrieben hat, litauische Hexameter, vor Klopstock, aber nach gleichem Prinzip: Hebung gleich betonte Silbe undsoweiter, aber doch anders, nämlich über die Leute, Kleinbauern und Mägde, und über die ländliche Arbeit, Idyllen ohne Schäfer und Schäferin ...“

Er gilt mit seiner in Hexametern geschriebenen Dichtung „Metai“ (Jahreszeiten) als Stammvater der litauischen Literatur und steht in einer Reihe mit anderen protestantischen Pfarrern in Preußisch Litauen, auch Klein-Litauen genannt, die im 18. Jahrhundert durch die Edition litauischer Grammatiken und Wörterbücher die litauische Schriftsprache geschaffen haben; die erste vollständige Bibel in litauischer Übersetzung erschien 1735 in Königsberg/Preußen.

Die Handlung des Romans ist auf die beiden Tage des Wochenendes 23./24. Juni 1936 beschränkt. Gawehn und Voigt übernachteten im Memelland nach langen Gesprächen mit dem Lehrer Potschka, der das deutsche Mädchen Tuta liebt und deshalb Anfeindungen deutscher Nationalisten ausgesetzt ist. Gawehn fährt am Sonntagmorgen zurück nach Tilsit, während Voigt das memelländische Dorf Bittehnen aufsucht, wo, nur 200 Meter voneinander entfernt, Deutsche und Litauer Sommersonnenwende in der Johannistnacht feiern und, vom Alkohol beflügelt, national ausschweifende Reden schwingen. Am Sonntagabend, während die Johannistfeuer brennen, wird ein Streit vom Zaun gebrochen, der in eine Schlägerei übergeht: Ein Deutscher wird aus Notwehr von einem Litauer niedergeschlagen, er stürzt unglücklich und stirbt. Voigt, der das alles mit eigenen Augen gesehen hat und objektiv berichten kann, ist als Zeuge des Vorfalls unerwünscht, ratlos und verstört fährt er mit dem Schiff nach Tilsit zurück.

Im letzten, dem neunten Kapitel, tritt Pfarrer Christian Donelaitis auf, der mit zwei Amts-

brüdern die drei Claviere, die er gebaut hat, einspielt. Damit verflochten ist Potschkas Liebesgeschichte, die scheitert. Die Oper kommt nicht zustande, eine Versöhnung zwischen Deutschen und Litauern findet nicht statt, am 22. März 1939 marschieren, im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs, die Wehrmacht im Memelland ein.

Um die Bedeutung dieses Romans von nur 118 Seiten einschätzen zu können, muss man über Kenntnisse zur Geschichte und Geografie Ostpreußens verfügen. Die zwölf Millionen Wissensträger, die aus den 1945 verlorengegangenen Ostgebieten vertrieben wurden, sind heute fast alle verstorben, weshalb man sich anderweitig informieren muss. Man muss nachschlagen, wer der litauische Großfürst Vytautas war, der mehrmals erwähnt wird, und warum der Rombinus, an dessen Fuß das Dorf Bittehen liegt, ein „heiliger Berg“ war, schon seit der Zeit der alten Pruzzen. In diesem Buch wird eine Fülle von Wissen über das untergegangene Ostpreußen ausgebreitet, das aus einer versunkenen Zeit zu stammen scheint. So wird schon auf der ersten Seite die Oper „Der Schmied von Marienburg“ genannt, die 1936 am Stadttheater Tilsit aufgeführt wurde. Wer hat sie geschrieben? Es war Siegfried Wagner (1869–1930), der Sohn Richard Wagners, der die Musik zu insgesamt 17 Opern geliefert hat.

Johannes Bobrowski muss wie im Fieber an diesem Roman gearbeitet haben, begonnen hat er ihn am 6. Juni, abgeschlossen am 28. Juli 1965, zwei Tage später erkrankte er und starb am 2. September.

*Jörg Bernhard Bilke (KK)*

### **Das Problem der „Problemüberbürdung“**

*Michael Markel: Die Deportation der Rumänendeutschen im Spiegel der schönen Literatur. Haus der Heimat, Nürnberg 2016, 105 S.*

Wenn einem kleinen Völkchen, das sich eine Völkchengeschichte lang in einem Winkel Europas mehr oder minder erfolgreich vor der Gewalt der großen Geschichte hat wegducken können, diese schließlich doch mit aller Urge-

walt widerfährt, kann es sich nicht dagegenstellen. Dennoch ist gerade beim dramatischen Schwund aller vermeintlichen Gewissheiten das Bedürfnis nach Selbstvergewisserung groß. Darin dürfte eine Erklärung – neben vielen anderen – für die überproportionale literarische Produktivität der Deutschen in und aus Rumänien zumal im 20. Jahrhundert liegen. Wer sein Schicksal nicht (mehr) in die Hand nehmen kann, greift zur Feder.

Die Urgewalt war schon im ausgehenden 19. Jahrhundert gegen die Banater und Siebenbürger Deutschen an- und über sie hinweggerollt, seit dem Ende des Ersten Weltkriegs konnten nur noch Utopien über den Niedergang hinwegtäuschen, die grundstürzende Erkenntnis der „Geworfenheit“ aber war 1945 die Deportation der arbeitsfähigen Deutschen aus Rumänien in die Sowjetunion. Und es ward geschrieben ...

Allerdings nicht einfach so. Im kommunistischen Rumänien kommt eine Publikation zu diesem Thema nicht in Frage, in Deutschland und Österreich gibt es nur wenige, die das Erzählte nachvollziehen könnten, zudem sind sie weit verstreut. Es entsteht eher private Erinnerungs- und Schubladenliteratur, geschriebene Selbsthilfe, es entsteht in zeitlichem und räumlichem Abstand bedeutende Literatur, dazwischen stehen Texte, die den Betroffenen zu- oder als Aufklärung Unwissender gedacht sind. Der Germanist Michael Markel, der ein Leben lang Literatur und Leben zusammengedacht hat, schreitet in seinem Buch die gesamte Bandbreite ab mit der Gelassenheit und der Akribie des Wissenschaftlers, der keine Rangfolge statuieren will, sondern allen Verfassern zu geben sucht, was sie verdienen: Nachdenken darüber, was sie verfasst haben, und darüber, wie man diesen Gegenstand mit Texten überhaupt in den Griff bekommen kann.

Schon bei einem Blick ins Inhaltsverzeichnis fällt auf, dass gerade die Nähe zum Gegenstand bei den meisten Autoren, die sich seiner angenommen haben, lediglich eine vermittelte war. Wenige Deportierte haben selbst über das geschrieben, was ihnen widerfahren ist, und unter ihnen hat gerade Oskar Pastior, der als der gestalterisch mit Abstand Versierteste gelten kann, seine Texte zum Thema – poetisch reizvoll – verschlüsselt und schließlich akzeptiert, dass sich Herta Müller als durch die Herkunft prädestinierte, aber vor allem erzählerisch bewährte

Gewährsfrau und mit eigener Gestaltungskraft seine Erinnerungen zu eigen und zum großen Roman macht.

Mit „Atemschaukel“ hat sie nicht nur die Stimmen in der Jury des Literatur-Nobelpreises und diverser Meinungsträger im modernen Literaturbetrieb gewonnen, sondern auch zahlreiche Stimmen von Betroffenen. Dass diese vor dem eigenen Erlebnishintergrund nicht immer in das allgemeine Lob eingestimmt haben, schmälert die Bedeutung und Wirkung des Buches nicht im Geringsten – es ist, wie Michael Markel feststellt, neben Walter Biemels „Mein Freund Wassja“, ein Werk, das über das rumäniendeutsche Deportationstrauma hinausgeht und in – nicht nur – „Herta Müllers Dauerthema mündet: der Beschädigung des Menschlichen durch den Totalitarismus“.

Bewundernswert die zugeneigte Bedachtsamkeit, mit der Markel unter dem „Vorbehalt möglicher Unvollständigkeit“ laienhaften, dem Diktat kommunistischer Kulturpolitik unterworfenen oder „trivial-sentimentalen“ Elaboraten ebenso Aufmerksamkeit schenkt wie den Mühen, die das Thema Autoren bereitet hat, die sich von Berufs wegen, aber auch aus dem Bewusstsein einer Berufung daran versucht und redlich abgearbeitet haben – ohne nach Lesererfolgen zu schielen.

Eingehende Beachtung finden Herta Müllers Generations- und ehemals Schreibkonsorten Johann Lippert und Horst Samson für ihre „lyrische Intensität“ bzw. „Eindruckskunst“, wobei Markel wohlweislich ein Detail erwähnt, das damals mitnichten ein solches war, sondern ein Highlight und Schlaglicht in die Finsternis des Kulturbetriebes im Rumänien Ceausescus wirft: „Lipperts mutiges Buch ist in der Verantwortung des noch sehr jungen Verlagslektors Klaus Hensel erschienen.“ Die traurigen Triumphe von damals ...

Wenig vermag der Exeget hingegen dem lapidar unterkühlten Dokumentarstil Richard Wagners abzugewinnen: „äußerst lieblos erzählt“, ja „armselig“ findet er dessen Deportationgeschichte, dabei gerät in den Hintergrund, dass sie von einer anderen Verschleppung, aus der rumänischen Armee, an einen anderen Ort, in den Ural, handelt. Ebenso wenig auf der Höhe seines Themas sieht Markel Eginald Schlattner,

der „groteske und skurril überdrehte Szenen bevorzugt“ und den Opfern den „Anspruch auf Empathie“ verweigere. „Oder spricht Schlattner gar nicht mehr von ihnen, sondern in eigener Sache?“

Das mag sein, ja dürfte sogar für alle gelten, die da gesprochen haben. Im Falle Erwin Wittstocks, des Doyens siebenbürgischer Erzählkunst im 20. Jahrhundert, erscheint das dem Literaturhistoriker sogar als Zeichen nachgerade heroischer Mühewaltung. Wittstock hat es auf sich genommen, die Chronik der Russlanddeportation ausgerechnet im aufkommenden Stalinismus in die Annalen der Siebenbürger Sachsen einzuschreiben und sie dabei „so abzufassen, dass ein Erscheinen unter der Zensur möglich wäre“. Mit diesem treuherzigen Beginnen konnte er nur scheitern: „Wittstock versteht sich hier als Zeugen und Interpreten einer erlebten Zeit und stellt deren Probleme argumentativ genau und intellektuell nachvollziehbar zur Debatte, doch allzu vieles bleibt Debatte und wird nicht literarisches Ereignis. Die Problemüberbürdung geht gelegentlich auf Kosten des Gestalterischen, was gerade bei einem epischen Meister besonders auffällt.“

Die „Problemüberbürdung“ ... Nicht allein die Deportierten waren damit überfordert, das sind, siehe da, auch die Chronisten, die ihre Geschichte aus historischer Distanz und mit nachgetragener Solidarität aufzuschreiben versucht haben. Wober man nicht reden könne, darüber müsse man schweigen – solchen Verzicht haben sie sich verständlicherweise nicht auferlegt, aber auch nicht den Anspruch erhoben, bedeutende Literatur zu schaffen. Dass solche trotzdem entstanden ist – ein denkbar schwacher Trost für jene, die noch nachlesen können, wie es gewesen sein soll, und mit gutem Recht sagen können: So war es nicht.

Man kann sich zumindest auf die Fragen einigen. Umso größer das Verdienst des klug wägenden und gemessen formulierenden Michael Markel, der Literatur und Leben nicht nur zusammendenkt, sondern sie so reflektiert, dass man, dass selbst die hier mit Zartgefühl Gewogenen und Gemessenen meinen, mit Literatur verlorenes Leben nachholen zu können. Noch eine Utopie, doch wer will sie wem verdenken?

*Georg Aesch (KK)*

## Neues über die alte Neumark

### *Polnischer Blick auf das Warthebruch*

1998 gründete sich der deutsch-polnische Verein *Educatio pro Europa Viadrina* in Vietz, heute Witnica, zwischen Küstrin und Landsberg an der Warthe gelegen. Gründungsmitglieder waren ehemalige und heutige Bewohner von Vietz/Witnica und Umgebung, von Landsberg/Gorzow und an preußischer und polnischer Geschichte interessierte Bürgerinnen und Bürger aus dem Großraum Berlin. Treibende Kraft zu dieser Gründung war der im deutsch-polnischen Grenzgebiet und darüber hinaus bekannte polnische Heimatforscher Zbigniew Czarnuch, Autor zahlreicher Publikationen über seine Heimat, die frühere Neumark. Aufgrund seines Einsatzes für die deutsch-polnische Verständigung hat er den Dehio-Preis des deutschen Kulturforums östliches Europa und den Ehrenpreis der Stiftung Brandenburg in Fürstenwalde erhalten.

Ziel des Vereins ist die Entwicklung einer konstruktiven deutsch-polnischen Verständigung westlich und östlich der Oder. Durch Vorträge, Tagungen, kulturelle Veranstaltungen, Exkursionen sowie durch Publikationen soll dieses Ziel erreicht werden. Besonderes Augenmerk wird auf die Erhaltung des Schlosses Tamsel, wenige Kilometer östlich von Küstrin an der früheren Reichstraße 1, gelegt. Neben dem zerstörten Küstriner Schloss zählt Tamsel zu den bekanntesten neumärkischen Schlössern. Leider ist sein jetziger Zustand alles andere als zufriedenstellend, weil die polnischen Kommunalbehörden sich nicht verständigen können, dieses Kulturerbe in Zusammenarbeit mit deutschen Interessenten zu erhalten, der langsame Zerfall wird jedes Jahr sichtbarer. Kein gutes Zeichen für eine polnisch-deutsche Verständigung.

Die jüngste Publikation des Vereins, die in deutscher Übersetzung vorliegt, ist „Das Warthebruch“, Autor ist Zbigniew Czarnuch. Nur wenigen Zeitgenossen ist bekannt, dass etwa zeitgleich wie das Oderbruch auch dieser Landstrich auf Initiative von Friedrich dem Großen trockengelegt wurde. Es ist das Gebiet von Zantoch bei Landsberg, wo die Netze in die Warthe mündet, bis Küstrin, wo sich die Warthe mit der Oder vereint, also der Unterlauf des Flusses. Genau diesen Bereich beschreibt

Czarnuch, der mit seiner Familie als polnischer Neusiedler seit der Vertreibung der deutschen Bevölkerung im Wartheland lebt.

Zbigniew Czarnuch liebt seine Heimat und bezeichnet die Warthe als Fluss seines Lebens. Wer nun ein romantisierendes Heimatbuch erwartet, irrt vollständig. Czarnuch gibt populärwissenschaftlich eine genaue Beschreibung des Warthebruchs seit der Trockenlegung und Besiedlung durch deutsche und niederländische Bauern. Er beschreibt die Probleme des Alltags; es ist ein landwirtschaftlich genutztes Gebiet, das durch die häufig unberechenbare Warthe, die trotz der Eindeichungen immer wieder gefährliches Hochwasser führt, bewässert wird. Der Autor beschreibt ohne nationalistische und tagespolitische Scheuklappen die Entwicklung der Region im 18., 19., 20. Jahrhundert mit Ausblicken in unsere Gegenwart. Der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen für Polen, Flucht und Vertreibung der Deutschen sowie die polnische Neuansiedlung werden aus polnischer Sicht behandelt, die man argumentativ auch als Deutscher akzeptieren kann.

In einem besonderen Kapitel behandelt Czarnuch die Aussöhnung zwischen den früheren deutschen und den heutigen polnischen Bewohnern dieser Region nach einer Nachkriegsperiode, die von gegenseitiger Feindschaft und Abneigung gekennzeichnet war. Alle seine Darstellungen und Untersuchungen sind kenntnisreich und gehen ins Detail – sei dieses historisch oder landeskundlich, oft gestützt durch Skizzen, Fotos aus der Vorkriegs- und Nachkriegszeit. Eindrucksvoll sind im Anhang des Buches Farbfotos mit unterschiedlichen Motiven aus dem Warthebruch, die dem Betrachter zeigen, wie eine deutsche Kulturlandschaft heute von polnischen Menschen gestaltet wird. Hilfreich sind die deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Ortsnamenregister. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis nennt deutsche und polnische Autoren, wobei polnische Arbeiten über die Zeit nach 1945 eindeutig überwiegen. Das beweist eine beginnende Identifikation mit der neuen Heimat.

Diese neueste Untersuchung dieses Landstrichs ist zugleich die reichhaltigste, und man kann sie als ein Werk der historischen Geographie und aktuellen Landeskunde charakterisieren. Sie gehört in Deutschland in einschlägige wissenschaftliche Bibliotheken. Leider ist das



Buch, das in deutscher Übersetzung vorliegt, nicht im öffentlichen Buchhandel zu erwerben, sondern nur über den Verein in Vietz. Der Verfasser dieses Beitrages übernimmt gern die Vermittlung: Telefon 030-8052794, der Preis liegt bei 20 Euro.

*Karlheinz Lau (KK)*

### **„Tempelhüter“ und Hüter des Erbes**

*Trakehnen – ein (verlorenes) Pferdeparadies*

Das Begleitheft zur Ausstellung des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen wurde redaktionell überarbeitet und neu aufgelegt.

Bereits 1982 führte das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen zum 250. Jahrestag des Gestüts Trakehnen eine Ausstellung durch. Zu den 1. Ellinger Trakehner-Tagen im Jahre 2006 wurde eine Ausstellung über die Geschichte des Hauptgestüts eröffnet. Dabei wurde ein Modell des Landstallmeisterhauses Trakehnen an das Museum im Deutschordensschloss übergeben. 2008 folgte die Auflage eines Begleitheftes zu dieser Ausstellung, das relativ rasch vergriffen war. Wegen des steten Interesses an der Geschichte des Gestüts hat das Kulturzentrum nun eine zweite Auflage des Heftes herausgegeben, die redaktionell überarbeitet und nach den neuesten Erkenntnissen um weitere acht Seiten mit historischen Fotos ergänzt wurde.

Das Heft „Trakehnen – ein Pferdeparadies“ beschreibt die Geschichte des Hauptgestüts und geht auf die Pferdezucht in Ostpreußen ein, beginnend mit der Entscheidung von König Friedrich Wilhelm I. vom 3. April 1713, mit der er die Verbesserung der Zucht in Ostpreußen anordnete. 1725 entschied der König, ein Hauptgestüt in der Gegend von Trakehnen zu gründen. Oberstallmeister Kurt Christoph von Schwerin konnte am 1. September 1732 die Inbetriebnahme des Königlichen Stutamtes mit 1100 Pferden melden.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelte sich eine klare Linie, als englische Halbblüter in die Zucht eingeführt wurden. Stallmeister Friedrich von Schwiechow gab Mitte des 19. Jahrhundert dem englischen Vollblut den Vorzug, was zu einer glanzvollen Zuchtperiode

führte, aus der Pferde mit Kraft, Belastbarkeit und Ausdauer hervorgingen.

Mehrmals musste das Hauptgestüt Trakehnen in seiner Geschichte flüchten: vor den Truppen Napoleons 1806 ins Baltikum und erneut 1812 in die Nähe von Neustadt in Schlesien. Auch zu Beginn des Ersten Weltkrieges wurden die Pferde nach Neustadt an der Dosse, nach Graditz, Düren und nach Niederschlesien verbracht. Die größte Flucht begann mit dem am 17. Oktober 1944 vom Landratsamt Stallupönen angesichts der vor den Toren stehenden russischen Streitkräfte erlassenen Räumungsbefehl.

Von insgesamt 26 264 eingetragenen Stuten und 825 Hengsten erreichten knapp 1 000 die westlichen Teile Deutschlands. Nur noch 18 in Trakehnen geborene Stuten bildeten 1945 in Deutschland den Grundstock für die Erhaltung der Rasse. Zuchtgestüte sind noch in Russland und Polen vorhanden, wobei die in Polen gezüchteten Tiere als „Masurische Pferde“ bekannt sind. Mit den 18 im neuen Zuchtbuch eingetragenen Stuten gelang die Weiterzucht des „Warmblutpferdes Trakehner Abstammung“, 2003 waren 213 gekörte Hengste und 4137 Zuchtstuten vorhanden.

Das 36-seitige mehrfarbige Heft schildert die baulichen Anlagen von Trakehnen, beschreibt die Organisation, zeigt Originalaufnahmen des Fotografen Ottomar Anschütz von 1884 und zeichnet die Erfolge der Pferde bei sportlichen Ereignissen wie bei Querfeldeinrennen oder den Olympischen Sommerspielen 1936 in Dressur und Military auf. Erwähnung findet zudem der Zustand des heute im Königsberger Gebiet liegenden Hauptgestüts, wo 2007 das 275-jährige Bestehen gefeiert werden konnte und 2013 vor dem renovierten Landstallmeisterhaus das rekonstruierte Denkmal des Hengstes „Tempelhüter“ aufgestellt wurde.

Die mit Unterstützung des Förderkreises Ostpreußisches Jagdmuseum und der Hans-Ludwig Loeffke Gedächtnisvereinigung erschienene Publikation wurde unter der Redaktion des Direktors der Kultureinrichtung, Wolfgang Freyberg, erstellt und kann beim Kulturzentrum Ostpreußen, Schlossstraße 9, 91792 Ellingen, Telefon 09141-86440 oder [info@kulturzentrum-ostpreussen.de](mailto:info@kulturzentrum-ostpreussen.de) für 5 Euro zuzüglich Porto und Verpackung erworben werden.

*M. Fritsche (KK)*

## Literarische Verlustmeldungen

### *Litauen als Gastland der Leipziger Buchmesse*

„Übrigens kann Litauen ... durchaus als Beispiel dienen. Auch wir hatten einmal eine Art Imperium – zum Litauischen Großfürstentum gehörten sowohl Smolensk als auch Kiew und das heutige Odessa. Dass dies schon lange nicht mehr der Fall ist, bedauert niemand besonders“, zitiert Claudia Sinnig 2002 in ihrem literarischen Reisebegleiter „Litauen“ den wohl prominentesten Dichter des Landes, Tomas Venclova. Damals war das Land zu Gast in Frankfurt. Zwar bezog sich Tomas Venclova auf die mittlerweile fast 100 Jahre zurückliegende, beim Völkerbund eingereichte und „gerichtlich“ erfolgte Scheidungsklage gegen Polen, aber die Worte haben durchaus auch heute noch Aktualität. Nun also ist Litauen Gast in Leipzig.

Immer noch, und das ist nicht verwunderlich, spielt in Litauens Literatur und Geschichte die Zeit der sowjetischen Besatzung von 1939 bis 1941 und von 1944 bis 1991 eine bedeutende Rolle. Denn immer noch werden Texte übersetzt, die entweder erst mit dem erneuten Beginn der Unabhängigkeit erscheinen konnten oder jetzt erst ein Verleger gefunden haben.

Der Guggolz Verlag hat sich getraut und von Antanas Skema „Das weisse Leintuch“ herausgebracht. Der Autor, geboren 1910, flieht 1944 vor den Sowjets nach Deutschland und emigriert 1949 in die USA. Dort kommt er 1961 bei einem Verkehrsunfall ums Leben.

Es geht um den Letten Antanas Garsva, Liftboy in einem New Yorker Hotel. Erzählt wird ein Tag seines Lebens. Aber die Erinnerungen, Gedankenströme, Assoziationen umkreisen sein bisheriges Schicksal. Die psychisch kranke Mutter, Folter in sowjetischer Besatzungszeit, Jugend in Kaunas, Prostitution, erste Liebe, Ehebruch – kurzum alles, was sein Leben ausmacht, kommt in unterschiedlichen Erzählhaltungen vor. Aber es ist kein gewöhnliches Leben. Die Romanfigur endet im Wahnsinn, dem Schicksal der Mutter folgend. „Trauma und Detailtreue sind die Schlüssel zum Verständnis dieses Exilromans par excellence“ schreibt die Übersetzerin Claudia Sinnig. In der Tat handelt es sich hier um einen Roman, der auf ca. 230 Seiten nicht nur das Leben Antanas Garvasas erzählt, sondern auch die Probleme des Exils nahebringt.

Wenn auch nicht mehr taufersch, so doch nicht weniger aktuell sind die Aufzeichnungen Dalia Grinkeviciutes, „Aber der Himmel – grandios“. Als Vierzehnjährige wurde die Autorin im Juni 1941 mit ihrer Familie nach Sibirien deportiert. 1949 gelingt ihr mit der Mutter die Flucht zurück nach Litauen. Dort stirbt die Mutter, die Tochter schreibt die Erinnerungen an die unglaubliche Zeit an der Laptewsee auf und kann sie im Garten vergraben, bevor sie wieder deportiert wird. 1954 wird sie entlassen und darf in Omsk und danach in Kaunas Medizin studieren. Bis 1974 kann sie als Ärztin arbeiten, danach erhält sie Berufsverbot. Daraufhin sucht sie die vergrabenen Aufzeichnungen, ohne Erfolg. Also beginnt sie erneut mit den Erinnerungen, die 1976 in den USA erscheinen. Ein Antrag auf Emigration zu ihrem in Frankreich lebenden Cousin wird abgelehnt. Sie stirbt 1987. 1991 werden durch Zufall die Jugendaufzeichnungen gefunden und restauriert. Erst sechs Jahre später gelingt die Erstpublikation in Litauen. Seit 2014 sind sie auf Deutsch zu lesen, erschienen bei Matthes & Seitz in Berlin.

Im Mittelpunkt steht die Schilderung der Zustände im Lager an der Laptewsee. Weit jenseits des Polarkreises gibt es gefühlt zwei Monate Sommer. Die realistischen Schilderungen aus Sicht des jungen Mädchens über die unvorstellbaren Härten des Lebens in eisigem Wintersturm, die unglaublichen Willenskräfte zum Überleben in einer Atmosphäre der Willkür und Arroganz der Lagerleitung, den Kampf gegen Hunger und um Brennholz, das massenhafte Sterben in den Baracken – die Lektüre gut 70 Jahre nach ihrer Entstehung macht immer noch fassungslos und lässt staunen, dass es doch Überlebende gegeben hat, die davon berichten.

Vom fast gänzlichen Verschwinden eines Autors von der Backlist seines Verlages ist leider auch zu berichten. Grigori Kanowitsch, 1929 in einem Shtetl nahe Kaunas geboren, seit 1993 in Israel lebend – seinen Lesern hinterhergezogen, wie er es einmal nannte –, hatte im Aufbau Verlag lange seine literarische Heimat. Dabei hatte er vom Anfang seiner literarischen Karriere an ein Handicap, wie es schwieriger nicht sein konnte: „Ich bin kein jüdischer Schriftsteller, weil ich russisch schreibe, kein russischer Schriftsteller, weil ich über Juden schreibe, und kein litauischer Schriftsteller, weil ich nicht auf Litauisch schreibe.“ Das Ergebnis war, dass seine Bücher

in der Staatssprache Russisch erschienen, wie die aller anderen Autoren. Damit war der Kreis seiner Leser in Litauen begrenzt, denn die Litauer legten wie die anderen Balten gerade aus dem Gefühl der Zwangsannexion heraus Wert auf ihre Muttersprache. Übersetzungen ins Litauische und dann auch noch als jüdisch klassifizierte Literatur fanden kaum statt. Kontingentüberschreitung hieß das Machtwort.

In Romanen wie „Ein Zicklein für zwei Groschen“ oder „Kerzen im Wind“ schrieb Grigori Kanowitsch Geschichten aus dem litauischen Shtetl, angesiedelt in der Zeit vor der Wende zum 20. Jahrhundert. Durch den Rückgriff auf die Historie konnte er die allgegenwärtige Zensur umgehen. Was freilich nicht immer klappte. Wie schon Brecht befand: Der Zensor ist mein bester Leser.

In seinem letztem Roman, „Kaddisch für mein Shtetl“ (Aufbau Verlag 2015), schreibt Kanowitsch die Erinnerungen an seinen Geburtsort Jonava nahe Kaunas auf. Liebevoll schildert er zunächst, wie seine Eltern zusammenfanden. Das war durchaus nicht einfach in dem ländlich strukturierten Shtetl mit konservativer Grundhaltung. Kennern der Romane des Autors begegnen fast alle Figuren vom Schneider über den Schmied und den Rabbi bis hin zum nichtjüdischen Dorfpolizisten. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges verheert auch diese Region und damit auch die Welt des Shtetls. Der Untergang dieser Welt war absehbar, und Kanowitsch beschreibt ihn sehr genau. Wie in seinen Romanen ist auch hier nichts von einer Shtetl-Nostalgie zu lesen. Es wird wohl das letzte Buch dieses großen Autors sein, der sich selbst einmal als „Wächter am jüdischen Friedhof Litauens“ bezeichnet hat.

Reisende soll man nicht aufhalten, heißt es. Wohl aber soll/kann man sie informieren. In der Flut der Reiselektüre allgemein und über Litauen im Speziellen seien hier zwei Titel genannt, die zwar schon älter sind, aber nichts von ihrem Informationsgehalt eingebüßt haben. Der schon erwähnte literarische Reisebegleiter von Claudia Sinnig gliedert Litauen in literarisch wie touristisch zu erfahrende Regionen. Verwirrend nicht nur für den Leser, sondern gelegentlich auch für sie selber, das gibt Claudia Sinnig unumwunden zu, ist die verwinkelte Geschichte Litauens und vor allem der Versuch, diese in Literatur zu fas-

sen bzw. zu finden. Sie sieht in ihrem Buch den Versuch, „die Bäume und den Wald zu sehen“.

Einfacher hat es der Leser, der zum Band „Vilnius“ aus der Reihe „Europa erlesen“ aus dem Wieser Verlag greift. Aber nur insofern, als es sich um die literarische Annäherung an einen einzigen Ort handelt. Cornelius Hell, Übersetzer aus dem Litauischen wie Claudia Sinnig, hat wie sie aus verschiedensten Quellen Beschreibungen der Stadt zusammengetragen. Und egal ob man sich auf die Suche nach Spuren jüdischen Lebens begibt oder spätbarocke Bauwerke besichtigen will, man wird fündig. Wobei sich speziell das Thema Judentum nur noch als literarisch einholbar herausstellt, siehe den Hinweis weiter oben auf Grigori Kanowitsch.

Aber Cornelius Hell ist nicht nur kulturhistorischer Führer durch Vilnius, sondern auch als literarischer Übersetzer tätig. Für den Wieser Verlag hat er „die allereinfachsten zaubersprüche. poetische rituale“ vom Rymvidas Stankevicius übersetzt. Stankevicius ist 1973 in Elektrenai geboren, einem Städtchen mit ca. 14 000 Einwohnern, ca. 40 km westlich von Vilnius gelegen. Elektrenai, 1962 von den Sowjets gegründet, erhielt erst 1996 eine Kirche. Vermutlich als Reflex auf die erzwungen atheistische Kindheit finden sich in dem Gedichtband nicht nur „Zaubersprüche“, sondern auch Gedichte auf Statuen, die sich an Giebeln litauischer Kirchen befinden. Da geht einer mit wachen Augen durch seine Heimat, setzt ihr lyrische Denkmale in außerordentlicher Feinheit. Sehr einfühlsam fragt er den Moses im Giebel der Kathedrale von Vilnius: „Hat es dich sehr ermüdet? / Immer am Dachfirst, immer/In der zu engen Zelle?“ Er spielt an auf das, was dieser Moses alles hat ansehen müssen, doch Mitleid kommt nicht auf: „Ich beneide dich nicht. Aber du vielleicht mich?“ Die Schlussequenz ist deutlich: „Ich habe die Schnauze voll.“

Der Übersetzer schlägt einen eher saloppen Ton an, den Texten gemäß. Aber man täusche sich nicht. Es ist nicht Leichtigkeit, die alles wegwischt. Eher im Gegenteil. Auch Stankevicius kommt nicht ohne Reflexe auf die nationalsozialistische wie die sowjetische Besatzungszeit aus, denn aus dieser Zeit gibt es viel zu viel verbrannte Erde. Hier schreibt einer mit Verve über seine Heimat. Man spürt die Verbundenheit.

*Ulrich Schmidt (KK)*

# LITERATUR UND KUNST

## „... für eine Zeit ohne Angst“

Vor 100 Jahren wurde Johannes Bobrowski geboren

Das Christentum prägte sein Leben, Sarmatien seine Dichtung, jenes weite Grenzland im Osten jenseits der Weichsel, in dem der Gymnasiast Bobrowski das Mit- und Durcheinander von Litauern, Polen, Russen, Deutschen, „unter ihnen allen die Judenheit“ beobachtete, wovon er später so nachdrücklich reden sollte. So berichtet Eberhard Haufe (1931–2013), der langjährige Begleiter Bobrowskis und spätere Herausgeber der 1987 in der Deutschen Verlags-Anstalt erschienenen vierbändigen „Gesammelten Werke“ des Dichters. Seine ausführliche Einleitung am Beginn des ersten Bandes ist eine Fundgrube biogra-

phischer und literarischer Informationen über Johannes Bobrowski.

In einem Nachruf auf den so schnell und unerwartet 48-jährig an einem Blinddarmdurchbruch verstorbenen Dichter schrieb die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ 1965: „In einer Zeit, da der Strom der deutschen Literatur in zwei provinzielle Kanäle geteilt ist, war Bobrowski einer der ganz wenigen, die deutsche Dichtung hervorbrachten. Nicht gesamtdeutsche, sondern nicht mehr und nicht weniger als einen national und historisch definierbaren Beitrag zur Weltliteratur.“



*Sarmatien – vielfarbig, vielgestaltig und doch eine Einheit für Johannes Bobrowski und auch Ida Kerckvius, wenngleich unter anderem Namen: Polnische Landschaft*

Bild aus der Ausstellung, vgl. S. 20 – Kunstmuseum Stuttgart

Die Familiengeschichte des 1917 in Tilsit geborenen Johannes Bobrowski führt tief ins Polnische. Auch sein lebenslanges christliches Engagement hatte tiefe Wurzeln in der Familie. Sein Urgroßvater väterlicherseits stieß zu den Baptisten, die Großmutter war Hugenottin, ihr Vater war Lehrer, Kantor und Organist. Der Urgroßvater mütterlicherseits war Forstverwalter in Gronowo bei Thorn, die Großmutter Baptistin, sie übte den Beruf einer Hebamme und Heilpraktikerin aus und bewirtschaftete das Gut Motzischken, wo Bobrowski von 1929 bis 1937 seine Sommerferien verbrachte. Der Vater arbeitete als Eisenbahnassistent und gab seinem Sohn den Sinn für Gründlichkeit und Ordnung mit. Die Mutter war der Mittelpunkt des Elternhauses; sie gab ihrem Sohn das Gefühl tiefer Geborgenheit. Noch im Alter von sechzig Jahren legte sie das Katechetexamen ab; vom Hausmädchen Marie erwarb der junge Bobrowski den großen Schatz an Liedern und Bibelversen, die er lebenslang auswendig hersagen konnte.

Nach Stationen in Graudenz (1919/1920) und Rastenburg (1925–1928) kam die Familie 1928 nach Königsberg. Dort besuchte Bobrowski bis zu seinem Abitur 1937 das humanistische Stadtgymnasium Altstadt-Kneiphof. 1930 trat er dem Bund Deutscher Bibelkreise bei, las erstmals Johann Georg Hamann und Friedrich Gottlieb Klopstock, die ihn in seiner dichterischen Entwicklung nachhaltig beeinflussten, und nahm an Zeltlagern der Bibelkreise in ganz Deutschland teil. 1934 wurde „Brober“, wie man ihn im Freundeskreise nannte, Mitglied der Bekenntnisgemeinde Maraunenhof im Norden von Königsberg innerhalb der Kirchlichen Arbeitsgemeinschaft Ostpreußen, der späteren Bekenntenden Kirche. Die Theologen Hans-Joachim Iwand (1899–1960) und Julius Schniewind (1883–1948) hatten einen großen Einfluss auf ihn.

Bobrowski war musikalisch wie sein Urgroßvater, er sang im Chor, auch später in seiner Kirchengemeinde in Berlin, er

spielte Klavier und Orgel und musizierte als Violinist in einem Quartett. „Man trifft ihn oft am Klavier improvisierend und das weiträumige Haus mit seinem mächtigen Baß erfüllend. Sonntags singt er im Kirchenchor seiner Pfarre. Und die Matthäuspasion versäumt er in keinem Jahr“, berichtet Peter Jokosta. Auch künstlerisch wirkte der Jugendliche und gestaltete einen Scherenschnitt des Königsberger Domes für die 600-Jahr-Feier 1933. Früh förderte ihn sein Direktor Arthur Mentz, mit dessen Witwe Gertrud er in den 1950-er Jahren korrespondierte. Wilhelm Matull hat diesen Briefwechsel übernehmen dürfen und darüber berichtet.

Sein bekennendes Christentum hat Bobrowski vor der nationalsozialistischen Ideologie und nach Krieg und Gefangenschaft sicher auch vor den Abgründen der kommunistischen Ideologie bewahrt. Jedenfalls ist er zeit seines Lebens, das er ab 1951 bis zu seinem Tode mit seiner Familie in Berlin-Lichtenrade führte, treues Glied seiner Kirchengemeinde geblieben. Ohne Entäußerung und Entfremdung in der realen, ihn umgebenden Welt sagte er: „Ich bin ein moralisches Wesen, das hat schon der alte Kant gesagt, und ich sag dasselbe heute und hier.“ Sein protestantischer Wille bestand auf Moral, er schnallte sich fest an ihr, er befestigte sich. Er sprach von Verantwortung, immer von Redlichkeit. In Kontroversen zwischen Ost und West sprach er von Nachbarschaft, er verkörperte sie und trug sie glaubhaft vor den Gedichten her“, schreibt Christoph Meckel 1978.

Dazu kommt die „unzugängliche Burg“ seiner Persönlichkeit. Der Soldat Bobrowski liest Ernst Wiechert, Walter Harich, George Bernanos, Georg Britting und andere Schriftsteller. In dieser „unzugänglichen Burg“ seines Ernstes und seiner Innerlichkeit hat Bobrowski die langen Jahre des Krieges und der Gefangenschaft überstanden. In Anlehnung an Ernst Wiecherts Projekt „Von den treuen Begleitern“ stellt

er ab 1940 in einem Heft „Gefährten meiner Stille“, seine Lieblingsgedichte für die eigene „Verzauberung“ als Lebenshilfe und Trostfunktion zusammen, handgeschrieben und ständig ergänzt und verändert.

Das Lagerleben während seiner Jugend zu allen Jahreszeiten wiederum hat ihn gesundheitlich so stabilisiert, dass er die zwölf schwersten Jahre (1937–1949) in Arbeits- und Wehrdienst, Krieg und in russischer Gefangenschaft überleben konnte. Man war auf „Fahrt“, also auf Wanderungen mit Zelten und Lagerfeuer gezogen, mit Wimpeln und im grünen Hemd, wie es der jugendbewegten Zeit entsprach. Als die Nazis die Jugendgruppen gleichschalten wollten, verbrannte man 1934 nächtens Wimpel und Hemden im Wald, zog aber die braunen Hemden niemals an.

Diese Jugendzeit war zweifellos die schönste Zeit im kurzen Leben Johannes Bobrowskis. Wenn er später Urlaub an der Ostsee macht, dann bekennt er, dass es nirgends so schön sei wie zwischen Groß Dirschkeim und Warnicken, also an der Samlandsteilküste um Brüsterort und Klein Kuhren, und nördlich von Schwarzort auf der Kurischen Nehrung – „man hat so seine Orte“, auch wenn sie nun in den 1950-er und 1960-er Jahren unerreichbar weit entrückt sind.

Unerreichbar sind auch seine literarischen Orte. Aber sie stehen immer vor seinen Augen. In einem Briefwechsel über Bobrowskis 177 Gedichte zwischen Bernd Jentzsch und Yaak Karsunke aus dem Jahre 1968 schreibt Jentzsch: „Sarmatien, in Wahrheit weit mehr als diese Kulturlandschaft, hat Bobrowski erleuchtet und ins rechte Licht gerückt.“ Dort wirken die Pruzzengötter Potrimpos, Pikullos und Perkunos, die in allen drei Gedichtbänden „Sarmatische Zeit“ (1961), „Schattenland Ströme“ (1962) und „Wetterzeichen“ (1966) vorkommen.

Bobrowski hat „Chagall und der Landschaft, aus der er stammt, seine schönsten Gedichte zu verdanken“, schreibt Peter



*Gleichsam eine plastische Metapher für die nüchterne Metapher von der „unzugänglichen Burg“ für Johannes Bobrowskis strenge Wesensart*

Jokostra. Wer je die östlichen Weiten erlebt, die grenzenlosen Himmel zu erfassen gesucht hat, wird „Die Sarmatische Ebene“ von 1956 immer wieder als eigene Empfindung lesen: „Ebene, / riesiger Schlaf, / riesig von Träumen, dein Himmel / weit, ein Glockentor, / in der Wölbung die Lerchen, / hoch – / Ströme an deinen Hüften / hin, die feuchten / Schatten der Wälder, unzählig / das helle Gefild, / da die Völker geschritten / auf Straßen der Vögel / im frühen / Jahr ihre endlose Zeit, / die du bewahrst / aus Dunkel.“

Bobrowskis Dichtung steht in krassem Gegensatz zur Propaganda des nationalsozialistischen Regimes. Der Kampf der deutschen Soldaten im Russlandfeldzug steht für ihn nicht in der Tradition heroischer Taten, sondern, wie er 1962 Hans Bender erklärte, in einer langen „Geschichte aus

Unglück und Verschuldung, seit den Tagen des deutschen Ordens, die meinem Volk zu Buche steht“. Die Frage der deutschen Verschuldung durchzieht das Gesamt-schaffen des Dichters und ist geographisch mit Sarmatien verbunden. Beispielhaft steht die „Pruzzische Elegie“ von 1952. Das erschütternde Werk ruft im Zentrum siebenfach das „Volk“ der Pruzzen in Erinnerung, um beim siebenten Mal eine für den Christen Bobrowski schon fast lästerliche, aber die Schuld der Kreuzritter zu Recht anklagende dichterische Fassung zu gewinnen: „Volk, / vor des fremden Gottes / Mutter im röchelnden Springtanz / stürzend – / Wie vor ihrer erzenen / Heermacht sie schreitet, aufsteigend / über dem Wald! wie des Sohnes / Galgen ihr nachfolgt! – –“

Wie hier das Bild der Gottesmutter und das Kruzifix als Symbole der Unterdrückung



Beide Bilder aus dem Buch: *Schattenfabel von den Verschuldungen. Johannes Bobrowski. Zur 20. Wiederkehr seines Todestages*. Hrsg. 1985 von der Amerika-Gedenkbibliothek und der Berliner Zentralbibliothek

eines Volkes in Szene gesetzt werden, unterstreicht die dichterische Meisterschaft Bobrowskis. Das Ende der Elegie zeigt auf das Wenige, das geblieben ist von dem Urvolk Sarmatiens: „Namen reden von dir, / zertretenes Volk, Berghänge, / Flüsse, glanzlos noch oft, / Steine und Wege – / Lieder abends und Sagen, / das Rascheln der Eidechsen nennt dich / und, wie Wasser im Moor, / heut ein Gesang, vor Klage / arm – / arm wie des Fischers Netzzug, / jenes weißhaarigen, ew'gen / am Haff, wenn die Sonne / herabkommt.“

Johannes Bobrowski hat zu seiner Dichtung gesagt: „Unverändert bekenne ich mich zur Kunst, die nichts gibt, nur Opfer fordert ... Ich bin bei meinen Ostvölkern eingekehrt ... Ich hab ein ungebrochenes Vertrauen zur Wirksamkeit des Gedichts – vielleicht nicht des ‚Gedichts‘, sondern des Verses, der wahrscheinlich wieder mehr Zauberspruch, Beschwörungsformel wird werden müssen ...“

Kurz vor seinem Tode schreibt er im Juni 1965 das letzte Gedicht von „Wetterzeichen“ mit dem Titel „Das Wort Mensch, als Vokabel“. Der Schlussvers lautet: „Wo Liebe nicht ist, / sprich das Wort nicht aus.“ Was für eine dichterische Botschaft!

Für eine vergleichbare Überzeugung steht auch seine „Absage“ (1959), das Schlussgedicht in „Sarmatische Zeit“, sein Credo, „eine Absage an eine Zeit, die zu schnell vergißt, die erinnerungslos, ohne Bewußtsein von der Heimat und ohne ihre Dichter, man könnte sagen, ohne Augen dahingeht“. Das schrieb Peter Jokostra 1962, noch zu Lebzeiten Bobrowskis. Es gilt heute unverändert. – „Dort war ich. / In alter Zeit. / Neues hat nie begonnen. / Ich bin ein Mann, / mit seinem Weibe ein Leib, / der seine Kinder aufzieht / für eine Zeit ohne Angst.“

Dichter war Bobrowski auch in seiner Prosa, die er in zahlreichen Erzählungen schon länger parallel zu seiner Lyrik schrieb. Aber erst in den letzten Lebensjahren folgten auch zwei Romane: „Lewins Mühle.



*„Unverändert bekenne ich mich zur Kunst, die nichts gibt, nur Opfer fordert ... Ich bin bei meinen Ostvölkern eingekehrt ... Ich hab ein ungebrochenes Vertrauen zur Wirksamkeit des Gedichts“*

Bild: Archiv

34 Sätze über meinen Großvater“ (1964, Union Verlag Berlin und S. Fischer Verlag Frankfurt am Main) und „Litauische Claviere“ (1966 Union Verlag Berlin, 1967 Verlag Klaus Wagenbach Berlin/West). Jörg Bilke widmet sich in dieser Ausgabe dem letzten Werk Bobrowskis. „Lewins Mühle“ wird zu einem späteren Zeitpunkt ins Licht der

„Kulturpolitischen Korrespondenz“ gerückt. Johannes Bobrowski ist als Dichter des deutschen und europäischen Ostens eine Persönlichkeit, derer die Stiftung deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR mit besonderer Anerkennung und Dankbarkeit zu seinem 100. Geburtstag gedenkt.

*Klaus Weigelt (KK)*

## **„... wissen ein Lied noch“**

Unser Autor hat vor Jahrzehnten schon an Bobrowskis „Daubas“ erinnert

*Am 6. Oktober 1984 hielt Klaus Weigelt in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) einen Festvortrag zum 30-jährigen Bestehen der Patenschaft des Ratsgymnasiums in Hannover über das Stadtgymnasium Altstadt-Kneiphof zu Königsberg Pr. zum*

*Thema „Heimat – Tradition – Geschichtsbewusstsein“. Weigelt sagte damals: Am Beispiel der Altstadt-Kneiphöfer am Tage des Jubiläums der dreißigjährigen Patenschaft mit dem Ratsgymnasium zu Hannover wird deutlich, was Tradition heißt zwischen Heimat und Geschichtsbewusst-*



sein: Die Heimat ist verloren, das hat der Dichter Johannes Bobrowski, der im Stadtgymnasium Altstadt-Kneiphof zur Schule

gegangen ist, in seinem nachdenklichen Gedicht „Die Daubas“ aus Sarmatien, seiner poetischen Landschaft, beschrieben.

### *Die Daubas*

*Droben schwang der Wind  
wir lebten am Fluß in den Hütten.  
Dunkelnd das Ufer hinauf  
tönte das Schilf.*

*Wir waren Kinder mit unsern  
Herzen. Die sangen uns Jahre hin.  
Anders nicht als die Erde  
kamen Fröste und Regen.  
Blitz und Gewölk, wie die Zeit.*

*Wie die Zeit,  
die wir nahmen  
und gaben sie aus den Händen,  
rot von Früchten. Die Winter  
flossen ins Licht.*

*Das ist vergangen.  
Wir ließen die Dörfer im Sande.  
Kaum wie ein Flößerruf  
zogen wir fort.*

*Folgend der Bitternis, legen  
wir Holz zu den Feuern der Fremde,  
wissen ein Lied noch: Einst  
blühte der Apfelbaum.*

*Wo denn  
wollen wir bleiben?*

*Immer ist es die Erde,  
der Grund, da wir liegen werden.  
Die Kinder  
finden das Dorf nicht.*

Die Heimat ist verloren, aber die Tradition lebt weiter. Sie lebt im Geist der Geschichte, im Geist der Persönlichkeiten, in der

Kultur, im Erbe, das weitergegeben werden kann, nicht muss; denn Tradition ist auch Selektion, Auswahl. Nur was Bestand hat,

wird weitergegeben, und das Urteil der Geschichte ist hart. Vieles ist bereits verloren, und auch vieles, von dem wir jetzt glauben, dass es Bestand haben wird, wird sicher nicht bleiben.

Auch was Geschichte geworden ist, bleibt nicht unbedingt im Bewusstsein von Geschichte. Hier liegt die Aufgabe für Eltern

und Lehrer. Wir müssen wissen, dass wir unseren Kindern diese Welt nur heimisch machen können, wenn wir ihnen Bewährtes anvertrauen und weitergeben, und wenn wir an Vergangenes erinnern, weil es ins Bewusstsein gehört und damit ins Gedächtnis unseres Volkes.

(KK)

## **Mord mit Aussicht – auf Breslau**

Marek Krajewski würzt seine Krimis mit der Zutat einer zwar vertraut klingenden und doch ganz fremden, weil untergegangenen Topographie

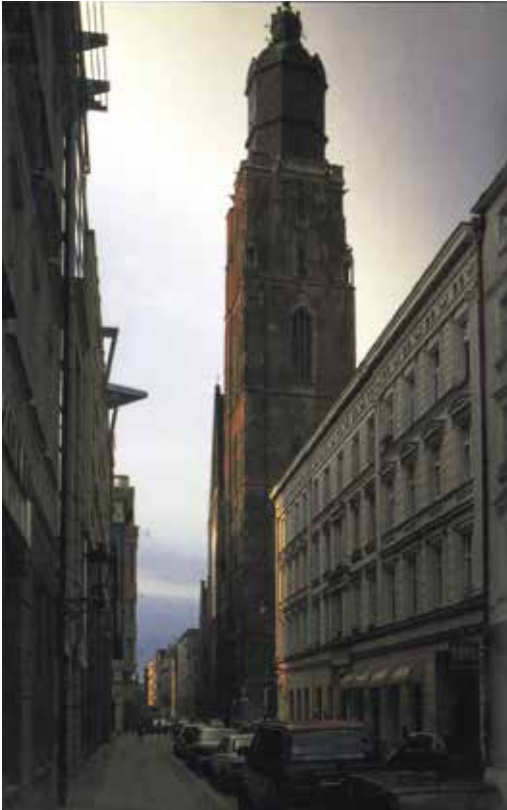
„Sie kamen am Sonnenplatz an. Die Stadt pulsierte vor Leben. In der Straßenbiegung kreischte die Trambahn, mit der die Arbeiter zur zweiten Schicht in die Fabriken von Linke, Hofmann und Lauchhammer fuhren, das Licht der Gaslaternen flackerte. Sie bogen nach rechts in die Gartenstraße ein: Vor der Markthalle drängten sich die Fuhrwerke mit ihren Kartoffel- und Kohllieferungen, der Wächter des großen Jugendstilgebäudes an der Ecke Theaterstraße reparierte schimpfend die Lampe über dem Eingang, und zwei betrunkenen Burschenschaftler hatten nichts Besseres zu tun, als ein paar Prostituierte anzupöbeln, die mit ihren Schirmen vor dem Konzerthaus auf und ab defilierten. Sie passierten den Autosalon Kotschenreuther und Waldschmidt, den schlesischen Landtag und einige Hotels. Vom nächtlichen Himmel fiel leichter Sprühregen.“ („Tod in Breslau“).

Wie vermittelt man einer nachwachsenden Generation (seien wir ehrlich: fast allen Menschen unter 50), dass da mal etwas war, eine deutsche Stadt, 1880 nach Berlin und Hamburg die drittgrößte Stadt des Deutschen Reiches, eine deutsche Stadt, 1919 noch immer die siebtgrößte Stadt Deutschlands, einwohnerstärker als Frankfurt, Düsseldorf, Stuttgart und Hannover,

dass im fernen Schlesien eine deutsche Metropole namens Breslau existierte? Mit betulich-altbackenen Bildbänden à la „So schön war unser Schlesien“ erreicht man heute kein Publikum mehr, am allerwenigsten ein jüngerer. Vielleicht gelingt es ja mit dem Stilmittel der literarischen Verfremdung, das Historische zu verlebendigen, zudem im populären Gewand des Kriminalromans?

Vor bald zwanzig Jahren erschien in Polen der erste Band einer kleinen Serie, die in mancher Hinsicht an Volker Kutschers Berlin-Krimis rund um seinen Kommissar Gereon Rath erinnert. Doch ihr Handlungsort ist das deutsche Breslau der Roaring Twenties und des Dritten Reiches. Sieben Bände liegen im polnischen Original bislang vor, sechs von ihnen wurden bereits ins Deutsche übersetzt – und kennt man einen, möchte man alle Bände lesen, obwohl der schlichte Plot immer derselbe ist: der saufende, hurende und gesetzlose Polizist inmitten der Dekadenz der Edelbordelle, im siegreichen Kampf gegen Psychopathen und sinistre Geheimbünde.

Verfasser ist der 1966 in Breslau geborene Marek Krajewski, ein promovierter Altphilologe, der zunächst als Universitätsdozent gearbeitet hat, bevor er sich 2007 für eine



*Die Autos sind jetzt andere, die Atmosphäre aber dürfte dieselbe sein: Breslau, Elisabethkirche, fotografiert von Mathias Marx*

Bild: Deutsches Kulturforum östliches Europa

Existenz als freier Schriftsteller entschied. In Deutschland wurde er 2016 mit dem Georg Dehio-Buchpreis des Deutschen Kulturforums östliches Europa ausgezeichnet, seine Bücher sind in bislang 17 Sprachen übersetzt worden, in Italien und Frankreich betreut durch die namhaften Verlage Einaudi und Gallimard, in Deutschland verlegt bei dtv.

Schaurige Stories beherrschen viele Autoren, so auch Krajewski. Doch würzt er seine Kriminalromane mit einer bislang unbekanntem Zutat: einer zwar vertraut klingenden und doch ganz fremden, weil untergegangenen Topographie. Er verlagert den historischen Roman in eine Welt, die ja teils fortexistiert (Breslau ist so vital und

selbstbewusst wie kaum jemals zuvor), teils aber 1945 irreversibel versank. So wie Regionalkrimis mit Tatorten im Schwarzwald, auf Usedom oder im Ruhrgebiet der Leserschaft als „Rückzugsorte ins Vertraute“ gelten, ist Schlesien noch immer eine große Unbekannte.

Das deutsche Breslau existierte in der Belletristik bislang überwiegend als wehmütige Reminiszenz, als ferner Erinnerungsort ohne konkret greifbaren Bezugspunkt, ohne Anker für die Vorstellungskraft. Hier schafft nun Krajewski literarische Abhilfe und haucht Breslau retrospektiv neues Leben ein. Sein Breslau „atmet“, häufig unappetitlich und abstoßend und vermutlich auch verzerrt – weit sind diese Krimis davon entfernt, eine repräsentative Milieustudie abzugeben. Krajewskis Breslau ist gewiss kein Abbild des einst real existierenden Breslau sein, aber es ist zumindest ein faszinierender und authentisch anmutender Ort – fern, vielleicht sogar auch zu fern von der Welt der Gutbürgerlichkeit und der Feinsinnigkeit.

War das Breslau der wilden zwanziger Jahre so, wie es uns Krajewski präsentiert, so obszön und dekadent, so derb vulgär, so drogenseelig und sexuell ausschweifend? Jenseits der gutbürgerlichen Soigniertheit und der Fassaden der Wohlanständigkeit gewiss; und in eben diese Lebenswelten entführt uns Marek Krajewski. Sein Kommissar Eberhard Mock, geboren 1884 im niederschlesischen Waldenburg, bewegt sich überwiegend dort, wo sich die Polizisten von der Sittenabteilung tummeln: in der Halbwelt, in verruchten und verwegenen Sphären – und er selbst ist ebenfalls alles andere als ein Held, er ist korrupt und brutal, cholerisch, verroht und in Phasen der Selbstjustiz erschreckend entmenscht. Ständig geniert man sich, dass man ihn irgendwie trotzdem mag und auf seiner fragwürdigen Seite steht. Krajewski entwirft kein umfassendes Panorama einer Stadt, er fokussiert den Blick akkurat segmentiert

auf die morbiden Gegenwelten von Kultur, Handel, Wissenschaft und Wirtschaft als den strahlenden Facetten einer Metropole. Fünf der sechs ins Deutsche übertragenen Bücher spielen in den Jahren zwischen den Kriegen – 1919, 1923/24, 1927, 1933/34 und 1937 –, allein die „Festung Breslau“ handelt von den Frühjahrstagen 1945. Ja, so mögen sie gewesen sein, die Weimarer Jahre und auch die des Nationalsozialismus, rauher und derber als die heutigen. Die Politik spielt in Mocks (und Krajewskis) Weltbild eine untergeordnete Rolle; das Verhältnis Mocks zu den Breslauer NS-Machthabern ist ambivalent. Er lehnt das braune Regime zwar ab, doch halb zieht es ihn, halb sinkt er hin – ganz ohne Zugeständnisse gelingt es auch ihm nicht, durch die Jahre zu kommen, ohne dass seine Karriere abknickt.

Doch müssen auch die künstlerischen Grenzen Krajewskis benannt werden. Seine

Kriminalromane sind keine Heimatliteratur; wären sie nicht durchsetzt von den peniblen topographischen Angaben, die jeden Platz und jede Gasse beim Namen nennen, könnten sie in jeder beliebigen anderen deutschen Großstadt der zwanziger und dreißiger Jahre angesiedelt sein. Krajewski verzichtet darauf, anheimelnd schlesisches Ambiente zu erzeugen; die „Wesensart des Schlesiens“, von den Volkskundlern der Nachkriegsjahre mal plausibler, mal bemühter beschrieben, erfährt quasi nirgends – abgesehen etwa von der detailfreudigen Skizzierung der Breslauer regionaltypischen Gerichte in den Speiselokalen – einen literarischen Niederschlag. Breslau bleibt häufig statische Kulisse; die so gern im Mund geführte „Gemütlichkeit“ des Schlesiens etwa, mit der ein Fluidum hätte geschaffen werden können, bleibt ungenutzt.

*Martin Hollender (KK)*

## **Im Dreispracheneck**

### Schlesisches Nach(t)lesen in Görlitz

Das neunte „Schlesische Nach(t)lesen“ bietet am 1. April 2017 den Interessenten wie jedes Jahr ein abwechslungsreiches Programm von parallelen Kurzlesungen, die in Beziehung zu Schlesien, der Region und der Stadt Görlitz stehen. Erstmals finden auch sorbische Autoren sowie die sorbische Sprache ihren Platz im Rahmen der Veranstaltung.

Das vom Schlesischen Museum zu Görlitz gemeinsam mit den Stadtbibliotheken von Görlitz und Zgorzelec vorbereitete Programm startet bereits um 17 Uhr mit einem literarischen Spaziergang in Zgorzelec. Im Jakob-Böhme-Haus am Neiße-Ufer werden Gedichte von Mikołaj Rej und Jan Kocha-

nowski vorgetragen. Die beiden polnischen Schriftsteller haben sich den Ideen der Reformation angeschlossen, ihr Stil prägte die polnische Literatursprache.

Ab 19 Uhr ist auch das Jakob-Böhme-Haus Schauplatz des Nachtprogramms, bei dem zu jeder halben und vollen Stunde parallel an zwölf verschiedenen Orten der Görlitzer Altstadt bis 22 Uhr gelesen wird. Aus Bautzen lesen Benedikt Ziesch, langjähriger Sorben-Beauftragter des Landkreises, und Diana Fritzsche-Grimme, MDR-Redakteurin, einmal Romanauszüge und einmal Märchen in Sorbisch und Deutsch. Weitere Vorleser und Vorleserinnen in diesem Jahr sind Katrin Bartsch, Geschäftsführerin der

Veolia Lausitz GmbH und Vorsitzende des Tourismusvereins Görlitz, Thomas Jurk, SPD-Abgeordneter für den Landkreis Görlitz im Bundestag, Dr. Andreas Lammert, Chefarzt im Krankenhaus St. Carolus, Kirchenmusikdirektor Reinhard Seeliger, Kriminalhauptkommissar Martin Reiner, unterstützt durch zwei polnische Kollegen aus der Staatsanwaltschaft Hirschberg/Jelenia Góra.

Gelesen wird in Geschäften, Lokalen, Häusern und Museen zwischen Obermarkt, Langenstraße und Altstadtbrücke. Im Kirchencafé der Dreifaltigkeitskirche wird Pfarrer Dr. Hans-Wilhelm Pietz Auszüge aus Schriften und Briefen von Jakob Böhme vorstellen. Eine zweite Böhme-Lesung gestalten Kinga Hartmann-Wóycicka vom Europäischen Zentrum für Bildung und Kultur in Zgorzelec und Bernd Rosenstiel deutsch-polnisch im Böhme-Haus in der Neißevorstadt.

Im Modeladen Schwarz & Weiß tritt Marianne Scholz-Paul mit eigenen Texten und Rubezahl-Geschichten in schlesischer

Mundart auf. Der Geograph und Reiseleiter Andrzej Paczos hat den Mundart-Klassiker „Bergkrach“ ins Polnische übersetzt und wird ihn erstmals gemeinsam mit Bernhard Hellwig, der das schlesische Original liefert, und begleitet von Fotografien der Gipfel beim Nach(t)lesen vortragen.

Das Team des Cafés Hotspot am Obermarkt lädt, als Partner der Veranstaltung, zu einer dreisprachigen Lyrik-Lesung arabisch–deutsch–polnisch ein. Auch die Gruppe „Semper Mirandus“, die schon in den Vorjahren mit Gastprogrammen das „Nach(t)lesen“ begleitet hat, wird mit einem Wilhelm Busch-Programm im Hotel Emmerich auftreten.

Das ausführliche Programm zum Schlesischen Nach(t)lesen ist unter [www.schlesisches-museum.de](http://www.schlesisches-museum.de) einzusehen. Im Vorverkauf kostet ein Ticket 5, an der Abendkasse 7 Euro. Neu: Abendkasse in Görlitz nur im Schlesischen Museum in der Brüderstraße und in Zgorzelec im Jakob-Böhme-Haus am Neißer-Ufer.

D. G. (KK)

*Nicht die Worte  
der Heiligen  
Schrift allein:  
Lesung von  
Bischof Ipol  
und Prälat  
Wesołowski im  
Schlesischen  
Museum beim  
Nach(t)lesen  
2016*

Bild: Schlesisches  
Museum, Klaudia  
Kandzia



## „Im Herzen der Farbe“ – herzerfrischend

Ida Kerkovius im Städtischen Museum Engen

Ida Kerkovius (1879–1970) ist eine Künstlerin der Klassischen Moderne, deren Werk bis heute auf die Entdeckung durch ein größeres Publikum wartet. Die in Riga Geborene wurde Schülerin Adolf Hölzels an der Stuttgarter Akademie und gehörte, wie ihre berühmten Kollegen Willi Baumeister und Oskar Schlemmer, zur Avantgarde der deutschen Kunst. Nun ist die Sonderausstellung „Im Herzen der Farbe“ vom 28. März bis zum 30. Juli im Städtischen Museum Engen zu sehen.

In Stuttgart verbrachte sie die längste Zeit ihres Lebens, von hier ging sie auf Reisen, u. a. nach S. Angelo auf Ischia, in die Bretagne, nach Norwegen, auf denen sie ihre farbintensiven Pastelle malte. Hier musste sie aber auch die dunkle Zeit des Nationalsozialismus und die Zerstörung ihres Ateliers im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs erleben. Von 1920 bis 1923

besuchte sie das Bauhaus in Weimar, wo sie sich die Kunstlehren von Johannes Itten, Wassily Kandinsky und Paul Klee aneignete und das sie als reife, autonome Künstlerin verließ.

Als sie, hochbetagt und hoch geehrt, im Alter von über 90 Jahren in der schwäbischen Metropole starb, war die zarte Dame mit den blauen, wachen Augen als letzte Vertreterin der Moderne bereits zur Legende geworden. Ida Kerkovius, die Zauberin der Farbe, hat als besonderes Merkmal ihrer Kunst eine die Seele des Menschen berührende, emotionale Bildsprache hervorgebracht, die den Betrachter als phantasiebegabtes Wesen in die sinnliche Wahrnehmung ihrer Bilder einbezieht.

Ihr undogmatisches, keiner Stilrichtung verpflichtetes Kunstverständnis brachte Ida Kerkovius seitens der Kritik aber auch den Ruf einer „naiven“ Malerin ein, die



*Schon die Skizze  
schwelgt in Farben:  
Entwurf zum Zirkus-  
bild*

Bild: Privatbesitz,  
Foto Bernhard Strauss

der „weiblichen“ Intuition, nicht aber dem „männlichen“ Intellekt folge. So überholt dieses traditionelle Rollenklischee heutzutage auch ist, es blieb nicht ohne Wirkung. Hier setzt die Konzeption der Ausstellung an, die den offenen, zwischen Gegenständlichkeit und Abstraktion angesiedelten Charakter ihres Werkes aufgreift. In speziell abgestimmten Konstellationen treten die Bilder miteinander in Dialog. Die schöpferische Intelligenz ihrer Bildsprache, das Sprühende und Inspirierende ihres Schaffens wird auf diese Weise unmittelbar erkennbar und erlebbar.

Neben assoziativen Werkgruppen werden die für Ida Kerkovius charakteristischen Sujets „Reisebilder“ und „Stillleben“ sowie speziellere Themen wie „Zirkusbilder“ und „Kinderkunst“ gezeigt. Das Thema „Kinderkunst“ — die für die Moderne so einflussreiche Rezeption kindlicher Bildwerke — wird mit Blick auf Paul Klee im Ausstellungskatalog ausführlich behandelt. In einem Dokumentarfilm von 1966 stellt sich die Künstlerin selbst vor. Zur Ausstellung erscheint ein Katalog, der Leben und Werk der Künstlerin thematisiert.

(KK)

## KK-NOTIZBUCH

Die **Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung** verleiht **Renate Schmidgall** für ihre Übertragungen aus dem Polnischen den Johann-Heinrich-Voß-Preis für Übersetzung. Den Friedrich-Gundolf-Preis für die Vermittlung deutscher Kultur im Ausland erhält der ungarische Autor und Übersetzer **László Márton**. Die Preise sind jeweils mit 15 000 Euro dotiert und werden während der Frühjahrstagung der Akademie in Sarajevo überreicht.

Die Lyrikerin und Übersetzerin **Orsolya Kalász** bekommt in diesem Jahr den **Peter-Huchel-Preis für deutschsprachige Lyrik**. Sie wird für ihren Gedichtband „Das Eine“ ausgezeichnet. Die Jury aus Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern würdigte den Gedichtband als herausragende Neuerscheinung des Jahres 2016. Der Preis ist mit 10 000 Euro verbunden. Er wird seit 1984 jedes Jahr am 3. April verliehen. Preisstifter sind der

Südwestrundfunk und das Land Baden-Württemberg.

Der alle zwei Jahre verliehene und mit 10 000 Euro dotierte Hauptpreis des von Seiner Königlichen Hoheit **Carl Herzog von Württemberg** gestifteten **Ludwig-Uhland-Preises** wird 2017 an den Zeithistoriker Dr. **Mathias Beer**, Geschäftsführer des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen, verliehen. Damit werden seine herausragenden Forschungen zur europäischen und südosteuropäischen Migrationsgeschichte der neueren Zeit gewürdigt. Die Preisverleihung findet traditionell am 26. April, dem Geburtstag von Ludwig Uhland, im Schloss Ludwigsburg statt.

**Marie-Luise Salden** stellt bis Ende November Papierschnitten, Holzschnitte und Kalligraphien im **Haus der Papierindustrie** Bonn aus.

(KK)

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:  
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter  
Telefon (02223) 90660 11/-2  
E-Mail: georgaescht@arcor.de  
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften  
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).  
Zwei Belegexemplare erbeten.  
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf  
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.  
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.  
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:  
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin  
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066  
E-Mail: prepress@westkreuz.de  
Internet: www.westkreuz.de

## Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende  
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ  
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr  
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.  
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

\_\_\_\_\_  
Name

\_\_\_\_\_  
Straße/Nr.

\_\_\_\_\_  
Plz/Ort

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

## Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der  
KULTURPOLITISCHEN  
KORRESPONDENZ  
am Herzen liegt, so geben Sie sie  
bitte auch an Bekannte und Freunde  
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR ist dank-  
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung  
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-  
deutsches kulturelles Erbe bewusst  
und europäischen kulturellen Aus-  
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten  
Finanzlage bitten wir um Spenden:  
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,  
Sparkasse KölnBonn  
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02  
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter**